

2 Theoretische und methodologische Perspektiven

Zur Verschränkung von Biographie, Macht und Subjekt

Wie bereits dargestellt, geht es in der vorliegenden Arbeit um ein mehrdimensionales bezogenes Erkenntnisinteresse, das nach den Bedeutungen von Normalitätskonstruktionen in Biographien fragt und diese in Verbindung mit gesellschaftlichen Macht- und Differenzverhältnissen setzt. Insbesondere interessiert mich dabei auch die Frage, wie Institutionen der stationären Kinder- und Jugendhilfe eingebunden sind in die (Re-)Produktion von Machtordnungen.

Die theoretischen Konzepte der Biographietheorie, Übergangstheorie, Subjektivierung sowie Intersektionalität dienen in der empirischen Analyse der Untersuchung als »Sensitizing concepts« (Blumer 1954), die es ermöglichen, in den Daten Blickrichtungen zu entwickeln. Sensibilisierende Konzepte eröffnen dabei Ansatzpunkte und Aufmerksamkeitsfokusse. Das methodologische Vorgehen orientiert sich an der Grounded Theory¹ (vgl. Strauss 1994; Strübing 2014) und unterscheidet sich grundlegend von Verfahren, die aus theoretischen Konzepten Hypothesen generieren und diese überprüfen. Vielmehr werden durch die sensibilisierenden Konzepte tentativ Fragen entwickelt, die an die Empirie herangetragen werden. Die sensibilisierenden Konzepte dienen so als theoretisch-methodologischer Rahmen der Untersuchung von Normalitätskonstruktionen.

Methodologisch ist die Arbeit in der rekonstruktiven Sozialforschung verortet und folgt dabei dem Prinzip der Offenheit. Die dargelegten theoretischen Perspektiven der Biographie, Übergänge, Subjektivierung und Intersektionalität, mit denen ich mich den Daten annäherte, sind forschungsleitend, werden aber nicht im Sinne von zu überprüfenden Hypothesen an die Daten angelegt. Vielmehr bilden sie den theoretischen Standort ab, von dem aus ich als Forscher*in die Arbeit durchführe. Bettina Dausien spricht in diesem Zusammenhang von Forschung als »Ko-Konstruktion«. In Bezug auf Biographieforschung führt sie aus:

¹ Auf die mit der Grounded Theory verbundenen methodischen Aspekte und die damit verbundene Organisation der Forschung wird im methodischen Teil der Arbeit vertieft eingegangen (vgl. Kap. 3.1).

»Die Re-Konstruktion biografischer Konstruktionsprozesse in der Analyse von Texten ist mithin keine abbildhafte Reproduktion, sondern eine ›Ko-Konstruktion‹, die sich unter bestimmten Hinsichten und angeleitet durch bestimmte Fragestellungen und sensibilisierende Konzepte auf die im Text dokumentierten Konstruktionsprozesse bezieht.« (Dausien 2004, S. 321)

In der Formulierung der Ko-Konstruktion wird deutlich, dass der Standort der Wissenschaft nicht neutral oder ›objektiv‹ ist, sondern dass Aussagen immer aus einer gewissen Perspektive und von einer gewissen Positionierung der Forschenden aus getroffen werden.

Mit der nun folgenden Entfaltung der methodologischen Perspektive wird das Ziel verfolgt, einen gegenstandsangemessenen Zugang zu entfalten. Damit verbunden ist eine Perspektive, die es ermöglicht, auf die Verschränkung von Macht und Subjekt einzugehen und dies gleichzeitig biographisch und prozesshaft versteht. Ziel der Forschung ist es, aus biographischer Perspektive Erkenntnisse zur hegemonialen und sozialen Bedeutung von Normalitätskonstruktionen – verstanden als dominante gesellschaftliche Ordnungen – herauszuarbeiten.

Hierzu wird nun eine Verbindung von biographietheoretischen Perspektiven mit dem Konzept der Subjektivierung erarbeitet, das mit dem Einbezug von Intersektionalität machtkritisches und dekonstruktivistisches Potenzial hat. Im Zentrum stehen dabei die theoretischen Implikationen des Biographiekonzeptes (vgl. Kap. 2.1). Da die Forschungsarbeit auf Übergänge aus der stationären Jugendhilfe fokussiert und die befragte Zielgruppe sich in ihren biographischen Konstruktionen auf diese Lebenslage des Übergangs bezieht, wird ergänzend zur Biographietheorie Bezug zu den Überlegungen der Übergangsforschung genommen (vgl. Kap. 2.2). Danach wird auf der Grundlage des Konzeptes der Subjektivierung von Judith Butler (2001) ein Subjektverständnis entwickelt, das die Abhängigkeit von Individuen von Diskursen und Machtordnungen aufzeigt (vgl. Kap. 2.3) und hier insbesondere dafür sensibilisiert, dass Subjekte durch Adressierungen und Unterwerfungen erst zu Subjekten gemacht werden (Butler 2001). Dies veranschaulicht die machtvolle Wirkung von Diskursen für biographische Konstruktionen sowie den Zusammenhang von Subjekten und gesellschaftlichen (Normalitäts-)Ordnungen. Weiterhin spielen Differenzordnungen in Biographien und Prozessen der Subjektivierung eine zentrale Rolle. Kapitel 2.4 bezieht daher schließlich eine intersektionale Analyseperspektive mit ein, um ein Verständnis von Differenzen als Konstruktionen zu entwickeln, die sich wechselseitig überlagern und eingebettet sind in gesellschaftliche Macht- und Ungleichheitsverhältnisse.²

2 Die herangezogenen Zugänge haben jeweils theoretische, methodologische und methodische Perspektiven, die nicht immer trennscharf sind. So ist es z. B. in Bezug auf das Biographiekonzept teilweise schwierig, die methodologischen, theoretischen Aspekte von der Methode des biographischen Interviews als Zugang zu trennen. Die anderen Perspektiven in der

2.1 Theoretische Implikationen des Biographiekonzeptes

Einen zentralen Bezugspunkt der Arbeit stellen biographietheoretische Überlegungen dar. Verbunden damit ist im Kern das Verständnis, dass in Biographien die Verwobenheiten von Subjektpositionen mit strukturellen Verhältnissen sichtbar werden. Aus diesem Grund eignet sich Biographietheorie für die hier interessierende Frage, welche Bedeutungen subjektive und gesellschaftliche Normalitätskonstruktionen und deren Interdependenzen aus biographischer Perspektive im Übergang ins Erwachsenenalter im Kontext von Differenzverhältnissen und stationärer Jugendhilfe haben. Des Weiteren wird dargelegt, was in der vorliegenden Arbeit mit Biographie als sozialwissenschaftlicher Perspektive verbunden ist. In der Darstellung der theoretischen Perspektiven der Biographieforschung, die für diese Arbeit zentral sind, wird es auch darum gehen, das damit verbundene Subjektverständnis herauszuarbeiten und das Verhältnis von Biographie und gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsstrukturen zu diskutieren. Biographie stellt dabei einmal eine theoretische Perspektive dar und gleichzeitig den methodischen Zugang.

Verfolgt wird hier ein Verständnis von sozialwissenschaftlicher Biographieforschung, das individuelle Lebensgeschichten fokussiert mit der Grundannahme, dass biographische Konstruktionen voller Verweise auf »das Allgemeine« sind. Neben diesem Allgemeinen in den Biographien wird auch das je Individuelle und Besondere sichtbar (vgl. Alheit 1992, S. 20). Der Gewinn einer biographischen Perspektive liegt in der Fokussierung auf die Verwobenheit von gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen und subjektiven Positionierungen.

Christine Thon (2016) denkt in der Biographietheorie mit dem Moment der biographischen Handlungsfähigkeit zudem immer auch die Option der Veränderung und Gestaltung der Verhältnisse mit. Dabei stellt sie Querverbindungen zu subjektivierungstheoretischen Bezügen her, in denen das Moment der Handlungsfähigkeit ebenfalls relevant ist. Weiterhin kann mit einer biographischen Perspektive der Blick auf Normalitätskonstruktionen und normalbiographische Vorstellungen sowie auf institutionelle lebenslaufbezogene Normalitätskonstruktionen mitberücksichtigt werden. Wie der Zusammenhang von Subjekt und strukturellen Verhältnissen sowie Handlungsfähigkeit in der Biographietheorie beschrieben werden kann und worin hierbei das Erkenntnispotential für die Frage nach der Bedeutung von Normalitätskonstruktionen im Übergang aus der stationären Jugendhilfe ins Erwachsenenalter liegen kann, wird Gegenstand dieses Kapitelteils.

Arbeit, Intersektionalität und Übergangstheorien, werden auch oftmals einerseits als theoretische Perspektive und andererseits konkret als Forschungsperspektive verstanden, wobei es Überschneidungen gibt.

In der Annäherung an den Begriff der Biographie wird deutlich, dass dieser sowohl im Alltag als auch in den Sozialwissenschaften relevant ist, wobei es sich hier um zwei sehr unterschiedliche Felder handelt. Im Alltag werden die Begriffe Biographie und Leben oftmals synonym benutzt, und nach diesem Verständnis haben Menschen zwangsläufig eine Biographie. An den zahlreichen unterschiedlichen biographischen Formaten, die uns umgeben, wie z. B. Tagebücher, (Auto-) Biographien von bekannten Persönlichkeiten, Blogs, biographisches alltägliches Erzählen oder auch die Bearbeitung der Biographie in Therapie oder Sozialer Arbeit, wird deutlich, dass Biographien den Alltag durchziehen. Gleichwohl ist damit aber auch eine Unschärfe verbunden, was genau jeweils gemeint ist. In den Sozialwissenschaften haben Biographietheorie sowie Biographieforschung und damit verbundene Theoretisierungen rund um das Konzept der Biographie eine längere Tradition. Alheit und Dausien (2009) nehmen eine Sortierung in den Sozialwissenschaften rund um das Konzept der Biographie vor und unterscheiden zwischen einer Nutzung von biographischen Quellen in der Forschung, der Ausarbeitung von biographischen Methoden sowie Methodologien und einer theoretischen Perspektive, die Biographie zur Gewinnung von Erkenntnis nutzt (vgl. Alheit/Dausien 2009, S. 286).

Insbesondere Ende der 1960er-Jahre kann eine zunehmende Thematisierung von Biographie als Gegenstand in der Soziologie, der Psychologie und den Erziehungswissenschaften beobachtet werden (vgl. Krüger 2006, S. 16). In den 1980ern wurden insbesondere methodologische Konzepte der Biographieforschung etabliert und in 1990er-Jahren war ein starker Anstieg von empirischen Forschungen zu beobachten (vgl. von Felden 2008, S. 12). Verbunden mit einer sozialwissenschaftlichen Perspektive auf Biographie ist ein Verständnis, dass Biographien soziale Konstrukte sind, die die Verwobenheit von gesellschaftlichen Strukturen und Individuen darstellen. Biographie kann als ein Deutungsschema verstanden werden im Sinne einer »vom Ich aus strukturierten und verzeitlichten [...] Selbst- und Weltauffassung« (Kohli 1988, S. 38). Das Deutungsschema basiert auf der (Re-) Konstruktion des Subjektes der eigenen Lebensgeschichte vor dem Hintergrund der aktuellen Lebenssituation und des Kontextes, in dem die Biographie entworfen wurde. Als Kontext für Biographien können zu den Erfahrungen der individuellen Lebensgeschichte noch »der gesellschaftliche und institutionelle Rahmen sowie die kollektiven Diskurse, in die jene Geschichte eingeflochten ist, und die konkrete Interaktionssituation des Interviews« (Dausien/Rothe/Schwendowius 2016, S. 31) hinzugezählt werden.

In verschiedenen Darstellungen zur Entstehung und Genese von Biographie als Format der Selbstpräsentation finden sich Bezüge zur Moderne als Entstehungsnarrativ – auch wenn ansonsten unterschiedliche und teils divergierende Darstellungen der Geschichtsschreibung von Biographie und Biographiewissenschaften bestehen (vgl. Dausien 2016, S. 27 ff.). Die Darstellungsform Biographie wird oft-

mals auch als eine ›Erfindung‹ der Moderne³ verstanden. So sieht Alheit Biographie als eine Folge von beschleunigten gesellschaftlichen Veränderungen und der Individualisierung sowie dem damit einhergehenden Zwang »gesellschaftlich [...] individuell und einzigartig zu sein. Das ist die Voraussetzung, mit der wir leben müssen. Die äußereren – historischen und sozialen – Bedingungen nötigen uns zur biografischen Reflexivität« (Alheit 2008, S. 19, Herv. i. O.). Dies zeigt den Anspruch an Subjekte, die eigene Einzigartigkeit zum Ausdruck zu bringen und darzustellen und eine Kohärenz auf individueller Ebene für gesellschaftliche Verwerfungen herzustellen. Mit Bezug auf Foucaults Überlegungen zur Gouvernementalität (Foucault 2004) können Biographie und biographische Reflexivität auch als eine verpflichtende Selbsttechnologie verstanden werden. Darin wird an das moderne Subjekt die Aufgabe übertragen, für gesellschaftliche Anforderungen auf der Ebene der Biographie Sinnhaftigkeit herzustellen und für die neuen Anforderungen individuell eine Lösung zu finden (vgl. Buchner 2018).

Bereits in dieser kurzen Skizzierung der Entstehung biographietheoretischer Überlegungen wird deutlich, dass das Konzept von Biographie eng verknüpft ist mit gesellschaftlichen Strukturen. Biographien als soziale Konstruktionen sind prozesshaft immer Veränderungen und Anpassungen unterworfen und damit fluide:

»Biographien beziehen sich auf einen unendlichen Strom von Erlebnissen und Handlungen. Gerade die damit gegebene virtuell unendliche Zahl von Möglichkeiten, die von Augenblick zu Augenblick zerfallen, sich stets anders neu formieren und dann wieder verschwimmen, lassen Ordnung nur durch Auswahl und durch Vereinfachung entstehen.« (Hahn 2000, S. 103)

Die Auswahl an Erlebnissen, die zur Konstruktion der Biographie getroffen wird, hängt zum einen von gesellschaftlichen Strukturen und damit verbunden auch von Normalitätsordnungen ab. Zum anderen spielen der Zeitpunkt und der Kontext eine Rolle, in denen diese konstruiert wird. Biographien sind auf »eine Vernetzung mit der Geschichte von Kollektiven angewiesen« (Alheit 2007, S. 78). So stellen Biographien immer auch über die Verortung Selbstkonsistenz her (vgl. Hanses 2010, S. 858). In einer biographischen Erzählung drückt sich so neben dem je Individuellen stets das Allgemeine der damit verbundenen gesellschaftlichen Verortungen aus (vgl. Alheit 2007, S. 83). In dieser Verortung im gesellschaftlichen Raum spielen geteilte Konstruktionen von Normalität eine Rolle, die abhängig von Macht-

3 Schwierig an dem Vergleich von Zeiten vor der ›Moderne‹ und den Veränderungen durch die Moderne erscheint dabei, dass dabei die großen Differenzen in der Bevölkerung entlang von Bildung, Klasse oder Geschlecht etwas indifferent bleiben. In der Folge werden häufig Veränderungen fokussiert, von denen bildungsbürgerliche Männer in Erwerbsarbeit betroffen sind, andere Positionierungen hingegen bleiben dadurch unsichtbar.

und Differenzordnungen sind (vgl. hierzu auch Kap. 2.4 zu Intersektionalität). So geben Biographien immer Aufschluss über eine bestimmte Lebenslage und mit dieser Lebenslage verbundene geteilte Erfahrungen. Biographie ist ein Format, in dem die gedeutete Wirklichkeit inszeniert wird, wobei eine Orientierung an gesellschaftlichen Strukturen und Normalitätserwartungen auf der einen Seite und an konkreten individuellen Erfahrungen sowie Interpretationen der aktuellen Situation auf der anderen Seite besteht. Über einen subjektiven biographischen Zugang können so die Bedeutungszuschreibungen in ihrer gesellschaftlichen Genese erschlossen werden. Damit bietet also eine biographische Perspektive einen fruchtbaren Zugang für die zentrale Frage dieser Untersuchung nach der Bedeutung von (gesellschaftlichen) Normalitätskonstruktionen für junge Erwachsene, die eine gewisse Zeit in einer Einrichtung der stationären Jugendhilfe gelebt haben und sich im Übergang ins Erwachsenenalter befinden.

Im Folgenden werde ich die Arbeit innerhalb der komplexen und teilweise auch widerstreitenden Diskurse im heterogenen Feld der Biographietheorie verorten.⁴ Ziel der Darstellung ist es, Bezüge herzustellen und die eigene Position darzulegen, ohne dabei den Anspruch zu verfolgen, das komplexe Feld der Biographietheorie hier abzubilden.

2.1.1 Symbolischer Interaktionismus: Handlungstheoretische Basis

Im deutschsprachigen Raum wurden die Diskussionen um qualitative Forschung in den 1960er-Jahren durch Diskurse aus den USA zu Symbolischem Interaktionismus, Ethnomethodologie und Wissenssoziologie inspiriert. Zentral für die Etablierung der Biographieforschung waren dabei die Arbeiten von Fritz Schütze (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 223 f.). Um die Tradition rund um das theoretische Konzept von Biographie und die damit verbundenen Forschungstraditionen einordnen zu können, soll auf das methodologische Paradigma des Symbolischen Interaktionismus eingegangen werden. Ziel der Darstellung ist es, die Perspektive auf das Subjekt herauszuarbeiten und der Frage nachzugehen, welche Rolle Macht- und Ungleichheitsverhältnisse im Symbolischen Interaktionismus spielen.

Der Symbolische Interaktionismus, der als Handlungstheorie klassifiziert werden kann, beruht auf drei Prämissen, die von Blumer ausformuliert wurden (vgl. Blumer 2004/1969, S. 322 ff.). Zunächst einmal wird davon ausgegangen, dass Menschen auf der Grundlage von Bedeutungen handeln, die sie Dingen beimesse.

4 Bettina Dausien beobachtet im Feld der Biographietheorie Tendenzen von Lagerdenken und Diskussionen, die eine »Schlachtfeld-Metapher« (2016, S. 21) auslösen entlang dualistischer Trennungen zwischen Verständnissen von Biographie als Geschichte oder Text vs. gelebtes Leben. Diese vereinfachenden Gegenüberstellungen verhindern aus ihrer Sicht, auch andere Konzeptionen wahrzunehmen, die empirisch hier eine Verbindung herstellen (vgl. ebd., S. 21 ff.).

Dinge werden als das verstanden, was Menschen wahrnehmen. Die zweite Prämisse ist, dass Bedeutungen in sozialen Interaktionen entstehen. Drittens werden »diese Bedeutungen in einem interpretativen Prozeß, den die Person in ihrer Auseinandersetzung mit den ihr begegneten Dingen benutzt, gehandhabt und abgeändert« (ebd., S. 322). Somit wird von einer Aneignung gesellschaftlicher Strukturen über Interaktionen, Interpretationen und Bedeutungskonstruktionen ausgegangen.

Die Prämissen verdeutlichen die handlungstheoretische Tradition des Symbolischen Interaktionismus und den damit verbundenen Fokus auf die Interaktionsebene, auf welcher Bedeutung hergestellt wird. Bedeutungen sind in diesem Sinne soziale Produkte und damit potenziell immer auch veränderbar. Veränderungen ergeben sich u. a. durch die Interpretation von einzelnen insofern, »daß der Gebrauch von Bedeutung durch einen einzelnen in seinen Handlungen einen Interpretationsprozeß beinhaltet« (ebd., S. 325). In diesem Interpretationsprozess und der damit verbundenen Handlungspraxis ergeben sich dann Umformungen, da die Bedeutungen jeweils neu interpretiert werden und nicht rein automatisiert immer identisch angewandt werden (vgl. ebd., S. 326). In der Folge des Interpretationsvorganges entsteht Raum für Veränderungen. Diese Prämissen können sowohl auf Einzelpersonen als auch auf Gruppen von Personen, Institutionen oder auch auf »Gesellschaft als die Zusammenfassung von Personen, die am Leben teilnehmen« (ebd., S. 342) übertragen werden. Das Soziale entsteht durch Reproduktion auf der Interaktionsebene und wird dadurch offen für Veränderungen, die durch das Handeln von Subjekten hervorgebracht werden. Sowohl die Aufrechterhaltung von Normen als auch die Veränderungen begründen sich so in den Interaktionen und damit verbundenen Interpretationen. Bei der Frage, inwiefern dabei gesellschaftliche Macht- und Ungleichheitsstrukturen eine Rolle spielen, wird deutlich, dass dies ausschließlich aus der Perspektive der Handelnden zu rekonstruieren ist, die mit ihrem Handeln die soziale Welt erst hervorbringen. Somit bestehen in diesem Verständnis die Strukturen also insbesondere in der Reproduktion durch handelnde Individuen.

Zentral für das Verstehen der sozialen Welt ist damit der Fokus auf das Handeln und die Interaktionen von Menschen sowie damit verbundene Interpretationsprozesse. Der Mensch wird dabei als handelnder Organismus verstanden, »der auf der Grundlage dessen, was er in Betracht zieht, eine Handlungslinie ausformen muß, anstatt nur eine Reaktion auf das Einwirken einiger Faktoren auf seine Organisation freizusetzen« (ebd., S. 336). Handlungsfähigkeit wird in diesem Sinne also vorausgesetzt und ist Bestandteil des menschlichen Organismus. Durch die Distanzierung von theoretischen Modellen, die das Handeln als Reaktion auf das Einwirken von außen verstehen, wird hier folglich ein Subjekt konstruiert, welches das Soziale und vorgängige Erfahrungen miteinbezieht in den Interpretationsprozess. Damit sind Subjekte diesen äußeren Bedingungen nicht ausgeliefert und ha-

ben immer die Möglichkeit, andere Bedeutungen im Prozess der Interpretation hervorzu bringen. Der Symbolische Interaktionismus bietet ein Subjektverständnis, das Subjekte als eingebunden in die soziale Welt versteht und als handelnd auf der Grundlage von Bedeutungen, die Dinge für sie haben. Der Schwerpunkt des theoretischen Interesses liegt auf dem Handeln von Subjekten in sozialen Zusammenhängen und weniger auf Macht- und Ungleichheitsverhältnissen.

So lassen sich zwar in Bezug auf machtvolle Normalitätsordnungen sich wiederholende Muster von Interaktionen rekonstruieren, die auf feste Normen verweisen. Diese Normen wiederum verweisen in diesem Verständnis darauf, dass es ein Set aus Deutungen gibt, was jeweils von den Handlungen der unterschiedlichen Akteur*innen erwartet wird. Diese Erwartungen finden dann auch Eingang in die Prozesse der Interpretationen und werden so reproduziert. Dennoch entscheidet es sich jeweils neu, ob diese sozialen Normen und Werte oder Regeln erhalten oder verändert werden. Es besteht somit eine Kontinuität zwischen früheren und aktuellen Handlungen; außerdem lassen sich zwischen den jeweiligen Bedeutungen auch zeitliche Verbindungslien herstellen (vgl. ebd., S. 339 ff.). Jenseits dieser Verbindungslien zwischen früheren und aktuellen Handlungen gibt es aber nichts »außerhalb« dieser Kontinuität, die als Folge von ähnlichen Interpretationen und Bedeutungszuschreibungen entsteht. Das damit verbundene analytische Interesse liegt stark auf Subjekten und ihren Handlungen.

Normalität ist in diesem Sinne ein soziales Produkt, bei welchem Sets an Deutungen von Subjekten im Handeln immer wieder aufs Neue reproduziert werden und sich diese dann als Norm etablieren. Machtstrukturen oder gesellschaftliche Normen fließen in den Interpretationsprozess ein und werden so auf Subjektebene wirksam – sie stehen allerdings nicht im Fokus des Symbolischen Interaktionismus. Die Perspektive des Symbolischen Interaktionismus liegt also sehr stark auf den Subjekten und auf der Gesellschaft als Summe der Handlungen und Interaktionen, die dort stattfinden. M. E. liegt darin die Gefahr, die realen (auch materiellen) Einschränkungen, die entlang von unterschiedlichen Differenzlinien bestehen, nur darauf zu beschränken, welche Bedeutungen sie für Subjekte haben. Als Konsequenz aus diesen Überlegungen wird die Verantwortung für Veränderungen von Ungleichheitsverhältnissen an die Subjekte übertragen, weil die Interaktionsebene die Ebene ist, auf der die (Re-)Produktion stattfindet. Ihre einschränkenden Wirkungen können damit auch verschleiert werden, wenn davon ausgegangen wird, dass »Gesellschaften im Grunde *nur in der Handlung* bestehen und in Handlungskategorien erfasst werden müssen« (ebd., S. 327, Herv. i. O.).

In biographietheoretischen Überlegungen hat sich mit Bezug zum Symbolischen Interaktionismus ein Verständnis von Biographie als Konstruktion entwickelt, die von Subjekten handelnd (sprechend oder schreibend) in Interaktion mit anderen hervorgebracht wird (vgl. Dausien et al. 2016, S. 30). Bei der Hervorbringung von Biographien spielt der interaktive Austausch mit der sozialen Welt ei-

ne zentrale Rolle. Handeln ist immer mit biographischen Erfahrungen verbunden, und diese leiten die Art, wie wir Erfahrungen interpretieren (vgl. Dausien 1996, S. 3 ff.). Mit diesem Verständnis von Biographie werden einerseits die handlungstheoretischen Prämissen deutlich und gleichzeitig auch ein Verständnis von Subjekt, das gesellschaftlich vermittelt ist.

Um diesen Zusammenhang von Biographie, Subjekten sowie Macht- und Ungleichheitsverhältnissen und dahinterliegenden Diskursen als Ordnungssystem beschreiben zu können, wird in dieser Arbeit noch der Ansatz der Subjektivierung von Butler (1991) herangezogen. Er dient damit als Schärfung eines Zusammenhangs, der durch die handlungstheoretische Fundierung von Biographietheorie im Symbolischen Interaktionismus nur eine untergeordnete Rolle spielt. So wird in Ansätzen, die Biographietheorie mit diskurstheoretischen Perspektiven verbinden, insbesondere die Grundlage, auf der Subjekte die Welt interpretieren, sehr stark mit Diskursen als machtvollen gesellschaftlichen Ordnungen verbunden (Völter et al. 2005; Dausien/Mecheril 2006; Spies/Tuider 2017b). Diese Perspektive ist auch für die vorliegende Arbeit relevant; aufgrund des Interesses an Macht- und Ungleichheitsverhältnissen wird neben dem Konzept der Subjektivierung von Butler (1991) zudem noch der Ansatz der Intersektionalität (vgl. Kap. 2.4) herangezogen.

2.1.2 Biographizität als Zwang zur Dauerreflexion

Die Herstellung von Biographien kann als Reflexionsprozess von Subjekten verstanden werden, in dem sie sich reflexiv mit Normalitätskonstruktionen auseinandersetzen und sich damit auch zu machtvollen gesellschaftlichen Ordnungen in Relation setzen. Sich als Subjekt immer wieder mit Vergangenem und neuen Erfahrungen kreativ in ein Verhältnis zu setzen und dabei Sinn herzustellen, wird auch ›Biographizität‹ (Alheit 1992) genannt. Nachdem zuvor das handlungstheoretisch fundierte Subjektverständnis in biographietheoretischen Arbeiten diskutiert wurde, wird nun der Frage nachgegangen, wie Biographie und Biographizität als Anforderung für Subjekte entstanden sind, mit Unplanbarkeiten und Unsicherheiten auf individueller Ebene einen Umgang zu finden. Für die befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen stellt sich hier einerseits die Frage, wie sie mit ihren Heimerfahrungen umgehen, die vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Normalitätsordnungen als abweichend markiert werden. Andererseits stellt sich auch die Frage, wie sie mit den Unsicherheiten in Bezug auf die Zukunft umgehen, die mit der Lebenslage im Übergang von der Jugend ins Erwachsenenalter (vgl. hierzu auch Kap. 2.2) verbunden sind und durch den Wechsel aus dem institutionellen Kontext der stationären Jugendhilfe in die Eigenverantwortung potenziell verstärkt werden.

Das Konzept der Biographizität wurde von Alheit und Dausien für die Erziehungswissenschaften ausgearbeitet zur Beschreibung der individuellen Fähigkeit, auf neue Erfahrungen zu reagieren und diese an Vergangenes anzuknüpfen sowie mit der eigenen Zukunftsperspektive zu verbinden (vgl. Alheit/Dausien 2000). Biographizität wurde dabei als »Schlüsselkompetenz der Moderne« (Alheit 2008, S. 15) bezeichnet. Im Kern sind damit Lernprozesse von Subjekten gemeint, mit denen die Außenwelt in der Innenwelt angeschlossen und auf diesem Wege Handlungsfähigkeit aufrechterhalten wird (vgl. Alheit 2008). Diese Fähigkeit, die eigene Lebensgeschichte als konsistente Biographie zu konstruieren, kann auch als eine Selbsttechnik verstanden werden, mittels derer das eigene Selbst zum Zentrum der Gestaltung gemacht wird und laufend Sinnhaftigkeit auf individueller Ebene hergestellt wird (vgl. Bender 2010).

Biographizität ist also die Fähigkeit, neue Erfahrungen zu erschließen und an bereits gemachte Erfahrungen anzuschließen. Das Subjekt wird im Zuge der Moderne zur Individualität verpflichtet und gesellschaftlich zum Zentrum von Entscheidungen gemacht. Auf einer individuellen Ebene besteht so die Aufgabe, Sinnhaftigkeit herzustellen, auch wenn viele Optionen bestehen, die Entscheidungen erfordern, deren Konsequenzen nicht immer absehbar sind (vgl. Alheit 2008, S. 20 f.). Weiterhin sind in Bezug auf die Möglichkeitsräume von Subjekten aus einer Ungleichheitstheoretischen Perspektive die Ressourcen zur Lebensgestaltung ungleich verteilt (vgl. Dausien et al. 2016). Sich selbst zu entfalten, wird zum Imperativ der Moderne.

Biographizität hängt eng mit der sogenannten ›Biographisierung‹ des Lebens zusammen. Unter Biographisierung wird die Notwendigkeit verstanden, eine immer größer werdende Anzahl an Entscheidungen eigenverantwortlich zu fällen und aus einer Vielzahl an Optionen auszuwählen: »Diese Zunahme des Fächers verfügbarer Orientierungs- und Handlungsalternativen und damit die erhöhte Notwendigkeit von Selbstthematisierung im Hinblick auf die eigene Lebensplanung ist gemeint, wenn von der ›Biographisierung‹ [...] gesprochen wird« (Fischer/Kohli 1987, S. 40 f.). Diese Analyse von Fischer und Kohli Ende der 1980er-Jahre besitzt immer noch hohe Aktualität und wird auch in den Diskursen zu veränderten Übergängen ins Erwachsenenalter als Bezugspunkt herangezogen (vgl. Stauber/Walther 2013). Dort wird argumentiert, dass durch die Veränderungen von Übergängen und deren damit verbundene Pluralisierung und Fragmentierung die Anforderungen an Jugendliche und junge Erwachsene gestiegen sind. Übergangspfade, die von Institutionen vorgegeben werden, schwinden und die Wege müssen auf der Grundlage eigener Entscheidungen gestaltet werden (vgl. Walther 2008). Und um bei der Metapher des Weges zu bleiben: Es müssen zahlreiche Richtungsentscheidungen getroffen und begründet werden. Dies erfordert komplexe Lern- und Reflexionsprozesse sowie auch Legitimationsprozesse auf biographischer Ebene (vgl. Dausien

2011, S. 110 f.). Was dies in Bezug auf Übergänge ins Erwachsenenalter heißt, wird in Kapitel 2.1.5 noch vertieft.

Verbunden mit Biographizität und Biographie ist ebenfalls eine zeitliche Dimension, die Vergangenes, Aktuelles und Zukünftiges in eine Sinnstruktur bringt. Diese zeitliche Dimension der Prozesse der Erfahrungsaufschichtung ist zentral für eine biographietheoretisch inspirierte Perspektive. Damit einher geht eine Haltung, die Ereignisse in Verbindung bringt mit Prozessen und Dynamiken in der Biographie. Um dies am Beispiel des vorliegenden Forschungsgegenstandes zu verdeutlichen, wird also der Übergang in eine Jugendhilfeeinrichtung nicht isoliert betrachtet, sondern in den Kontext des biographischen Verlaufes gestellt und in seinen komplexen Verwobenheiten mit anderen Ereignissen und Erfahrungen des Lebens, institutionellen Rahmungen, lebensweltlichen Verortungen und den jeweiligen zeitlichen Prozessen verstanden. In Bezug auf Rekonstruktionen von Bildungswegen geht mit dieser Haltung ein Verständnis einher, das Bildungswege in ihrer Komplexität in den Blick nimmt. Dies bedeutet z. B. nicht isoliert auf eine Bildungsentscheidung zu schauen, ohne diese in den Zusammenhang mit der gesamten Bildungsbiographie zu betrachten (vgl. Dausien 2014, 2017).

Weiterhin konzeptualisiert Biographizität biographische Erfahrungen als durchdrungen von Sozialität bzw. Gesellschaftlichkeit. Zwar werden biographisches Arbeiten und auch die Herstellung von biographischem Sinn von Subjekten jeweils individuell erbracht. Biographische Subjekte sind aber als soziale und gesellschaftliche Individuen zu verstehen. So greifen sie auf »je konkrete gesellschaftliche Deutungsangebote, ›Diskurse‹ und Wissenshorizonte« (Dausien 2011, S. 114) zur Einordnung von Erfahrungen zurück und sind dabei bezogen auf andere Subjekte, Institutionen und lebensweltliche Strukturen (vgl. ebd.). Biographische Konstruktionen sind also Leistungen, die zwischen »innerer« und »äußerer« Welt sinnhafte Verbindungen herstellen. Diese sind niemals abgeschlossen, sondern immer offen und »anfällig für Veränderungen. Biographizität meint die Fähigkeit, mit neuen Impulsen eigensinnig umzugehen, diese zur Selbstentfaltung zu nutzen und Sinnhaftigkeit herzustellen. Sozialität kann damit aus der Innensicht als etwas Gestaltbares erfahren werden, und das Soziale entsteht damit im Selbstbezug (vgl. Alheit/Dausien 2000, S. 274 ff.). Je nach gesellschaftlicher Positionierung sind hier unterschiedliche Diskurse relevant und ungleiche Möglichkeiten der biographischen Selbstpräsentation vorhanden.

Biographizität kann dabei gleichermaßen als Chance und Zwang verstanden werden: Auf der einen Seite entstehen Räume dafür, das Leben zu gestalten, und auf der anderen Seite müssen Legitimationen und Begründungen entwickelt werden, um Wege und die damit verbundenen Erfahrungen zu einer sinnhaften Struktur performativ zu verbinden (vgl. Alheit 2008, S. 21 ff.). In diesem Sinn kann Biographisierung auch als eine Machtstrategie eines neoliberalen Modus der Selbststeuerung verstanden werden: »Sei einzigartig, kreativ und gestalte dein Leben!«

(vgl. Bröckling 2007). Biographizität also als Modus, in dem das Leben sinnhaft als individuelle Leistung oder auch als individuelles Versagen konstruiert wird bzw. konstruiert werden muss.

Damit einher gehen Prozesse, mit denen Subjekte vor dem Hintergrund von Unsicherheit, Unklarheit und immer neuen Veränderungen ihre Erfahrungen biographisch reflektieren und verorten. Alheit spricht in diesem Zusammenhang von einem »Erfahrungscode« (Alheit 2008, S. 25), mit dem neue – teilweise auch risikante – Erfahrungen und Unwägbarkeiten an bestehende Erfahrungen angeknüpft und als sinnhaft konstruiert werden. In der Folge wird das Leben als gestaltbar erfahren. Dieses Gefühl der Gestaltbarkeit kann kritisch auch als eine Form der Verschleierung betrachtet werden, da Ereignisse, die bspw. erzwungen erlebt wurden oder die diskriminierend in ihren Folgen waren, rückblickend als sinnvoll konstruiert werden und mit biographischem Sinn versehen werden. Die darin liegende gesellschaftliche Zumutung des Imperatives zur Individualität und Eigenverantwortung und die damit verbundene Anforderung, die Regie im eigenen Leben haben zu müssen, ohne auf ein gültiges Drehbuch zurückgreifen zu können, werden dadurch unsichtbar gemacht. Bettina Dausien beschreibt Biographizität als den Zwang an Subjekte, eine Dauerreflexion der eigenen Biographie und gesellschaftlichen Positionierung durchführen zu müssen (vgl. Dausien 2011, S. 111). Biographizität stellt ein »komplexes und widersprüchliches Potential zur gesellschaftlichen Reflexion individueller Erfahrung und zur individuell-biographischen Konstruktion gesellschaftlicher Erfahrung« (ebd., S. 115) dar. Hier zeigt sich in Bezug auf gesellschaftliche Normalitätskonstruktionen die Notwendigkeit für Subjekte, auf einer biographischen Ebene Sinnhaftigkeit herzustellen und die eigene Positionierung vor diesem Hintergrund zu reflektieren. Biographizität beinhaltet damit neben dem Moment des Zwanges zur Selbststeuerung potenziell immer auch ein machtvolles Moment der Veränderung durch biographische Konstruktionen. Biographisierung als Machtstrategie ist also einerseits verpflichtend und kann andererseits eine Ressource für Subjekte darstellen (vgl. Buchner 2018, S. 102 ff.).

2.1.3 Biographietheoretische Perspektiven auf Macht- und Ungleichheitsverhältnisse

In der Biographieforschung wurden zahlreiche Forschungen durchgeführt, die sich mit verschiedenen Differenzen, sozialen Ungleichheiten und deren Folgen aus biographischer Sicht beschäftigen. Insbesondere in der Genderforschung (Dausien 1996, 2009) sind biographische Perspektiven auf die Reproduktion von Ungleichheit ein zentraler Zugang und auch in der Migrationsforschung (Apitzsch 1990; Lutz 2000; Dausien/Mecheril 2006; Seukwa 2006; Schulze 2007; Spies 2010; Rose 2012). Verbunden damit ist ein Verständnis, das die Prozessstrukturen von Ein- und Ausgrenzungsmechanismen sowie die Zusammenhänge bspw. von schulischen, insti-

tutionellen Erfahrungen und den Übergängen in den Beruf in den Blick nimmt. So werden also bestimmte Ereignisse wie der Übergang in den Beruf nicht isoliert untersucht, sondern die Zusammenhänge rekonstruiert, die sich im Verlauf einer Biographie zeigen. Weiterhin werden hier auch Dynamiken zwischen verschiedenen Differenzkonstruktionen sichtbar und deren Überlagerungen. Hierüber lassen sich die intersektionalen Überlagerungen von Ungleichheitsverhältnissen aus Subjektperspektive mit den damit verbundenen biographischen Konsequenzen sowie den Handlungs- und Veränderungsmöglichkeiten rekonstruieren (Lutz 2018).

In der Geschlechterforschung haben biographietheoretische Zugänge eine lange Tradition. So wurden seit Anfang der 1970er-Jahre biographische Materialien im Zugang zu Lebens- und Erfahrungsräumen genutzt. Bettina Dausien hat sich in ihren Forschungen (Dausien 1996, 2002) und zahlreichen Texten (bspw. Dausien 2004, 2006, 2009) mit der Verbindung von Biographietheorie und Gender verwoben mit Klasse beschäftigt. Sie hat biographietheoretische Studien kritisch weiterentwickelt in Bezug auf die Überlagerung von Gender mit anderen Differenzkategorien. Damit verbunden ist auch die Kritik an einer Nutzung der Kategorie Geschlecht in reifizierender Art und Weise durch die Forschung. Biographische Zugänge ermöglichen eine Bearbeitung der Frage, »inwieweit Biographien durch die Strukturen sozialer Differenzen wie Geschlecht, soziale Lage, Alter und kulturelle Zugehörigkeit geprägt sind« (Hanses 2010, S. 859).

Im Folgenden wird dargestellt, welche Perspektiven auf soziale Differenzen, Macht- und Ungleichheitsverhältnisse im Biographiekonzept enthalten sind. Vertieft wird dies in Kapitel 2.4 durch den Ansatz der Intersektionalität, der ebenfalls Bestandteil des methodologischen Zugangs der Arbeit ist. Die grundsätzliche Frage, die sich stellt, ist, wie Differenzen untersucht werden können, ohne dass diese durch die Art und Weise, wie das Forschungsprojekt angelegt ist, von vornherein als Unterschiede festgeschrieben werden. Neben der Gefahr der Reifizierung von Differenzen durch die Forschung ist eine weitere Frage, wie dabei gleichzeitig ihre Relevanz als Ungleichheitskategorie sowie damit verbundene Normalitätskonstruktionen berücksichtigt werden können. In Bezug auf Geschlecht »nimmt der biographietheoretische Ansatz die Konstruktion von Geschlecht im Medium der reflexiven Selbst- und Weltsicht gesellschaftlicher Subjekte in den Blick« (Dausien 2009, S. 162).

Dies kann im Grundsatz auch auf andere Differenzkategorien übertragen werden. Auf diesem Weg können also die Konstruktionsweisen von Differenzen aus Subjektperspektive in ihrem Selbst- und Weltverhältnis untersucht werden. Von den Ebenen her werden auch hier in einem doppelten Sinne sowohl die gesellschaftliche Strukturierung entlang sozialer Differenzverhältnisse und deren Konstruktionsweisen in den Fokus genommen; weiterhin die (Re-)Produktion von Differenzordnungen in Interaktionen, gleichzeitig aber auch die Aneignungsweisen von Differenzmarkern und -verhältnissen aus biographischer Perspektive, die zu

Veränderungen von gesellschaftlichen Verhältnissen beitragen können. In Bezug auf Geschlechterverhältnisse drückt das Dausien folgendermaßen aus:

»Es ist eine Frage nach der Aneignung und Reproduktion gesellschaftlicher Geschlechterverhältnisse in den Lebenspraxen der Akteure einerseits und nach den Spielräumen (inter-)subjektiven Handelns und der Veränderung sozialer Strukturen andererseits.« (Alheit/Dausien 2009, S. 173)

Dabei folgen sowohl Biographie als auch Differenzordnungen ähnlichen Logiken, da sie beide Konstruktionen darstellen und keine natürlichen Entitäten sind. Allerdings erfordern Differenzen eine sehr viel klarere Positionierung in bipolaren Differenzverhältnissen, die auch mit ungleichen strukturellen Bedingungen verbunden sind. Hier kommen auch unterschiedliche Normalitätsordnungen und zeitliche Ablaufvorstellungen in Bezug auf unterschiedliche Differenzpositionen ins Spiel, die strukturierend für den Entwurf von Biographien sind (vgl. Dausien et al. 2016). Das Verhältnis von Differenzordnungen und Biographie kann als relational beschrieben werden, und es besteht ein interdependentes Verhältnis. So rahmen einerseits Differenzverhältnisse die Möglichkeitsräume für die biographische Gestaltung über die Lebensspanne hinweg, andererseits setzen sich Subjekte damit auseinander und (re-)produzieren und verändern Verhältnisse mit. Daraus folgt dann »das Spannungsverhältnis von ›Geprägt-Sein‹ und ›aktivem Mitgestalten und Herstellen‹ von sozialen (Macht- und Ungleichheits-)Verhältnissen« (Riegel 2016b, S. 99), das u. a. in den sozialwissenschaftlichen Debatten um Biographie Gegenstand der Auseinandersetzung und Analyse ist. Unter dieser Perspektive wird die Verwobenheit von Biographie und gesellschaftlichen Differenzverhältnissen deutlich.

2.1.4 Biographie und institutionelle Rahmungen

Hanses ist ein Vertreter der Biographietheorie, der sich mit dem Verhältnis von Biographie und ›Institution‹ bzw. ›Organisation‹ beschäftigt hat. Er sieht insgesamt in den sozialwissenschaftlichen Beschäftigungen damit eine Dominanz der Perspektive, »dass Organisationen biographische Wirklichkeiten determinieren« (Hanses 2010, S. 859). Damit verbunden sind Fokussierungen auf Fragen, wie Institutionen das Soziale strukturieren, inwiefern Lebensläufe institutionalisiert sind und mit welchen Folgen, und damit auch ein Interesse für Prozesse der Vergesellschaftung:

»Der vertrauten hierarchischen Perspektive, der Annahme, dass Institutionen Biographien determinieren, ist entgegenzuhalten, dass jene sehr viel stärker von biographischen Wissensbeständen abhängig sind, als es bisher in den soziolo-

gischen und (sozial-)pädagogischen Diskursen diskutiert worden ist.« (Hanses 2010, S. 859)

Dieser Aspekt ist für die vorliegende Arbeit von großer Bedeutung, da er eine doppelte Perspektive auf die Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe und insbesondere der stationären Jugendhilfe ermöglicht. Einerseits geben die Biographien darüber Aufschluss, auf welche Art und Weise Institutionen das Leben von Subjekten strukturieren und wie sie an einer Normalisierung und Vergesellschaftung der jungen Menschen beteiligt sind. Die Strukturierung der Institutionen kann auch unter der kulturoziologischen Perspektive von Hahn mit dem Begriff der ›Biographiegeneratoren‹ (vgl. Hahn 2000, S. 100) näher beleuchtet werden. In diesem Sinne regen Institutionen Subjekte dazu an oder ›zwingen‹ sie, identitätsbezogene Positionierungen hervorzubringen; gleichzeitig werden dadurch Biographien auch reglementiert und normalisiert. Andererseits öffnet sich der Blick sowohl für die jeweilige biographische Aneignung des Hilfesystems als auch für die Eigenwilligkeit und Widerständigkeit in Bezug auf die institutionelle Begleitung.

Ein biographischer Zugang ermöglicht also, institutionelle Praxen zu untersuchen und dabei sowohl Aussagen zu treffen in Bezug auf die jeweiligen biographischen Verläufe als auch auf die institutionelle Gestaltung von Hilfen. So können aus der Analyse von Biographien von Adressat*innen, wie im Rahmen der vorliegenden Arbeit, auch Reflexionspunkte und Anregungen für professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit gewonnen werden. Die Perspektive auf Biographien gestattet zudem, über direkte Schlussfolgerungen für die professionelle Praxis hinausgehend, die Widerstandspotenziale von Adressat*innen mit einzubeziehen. Das heißt auch, sich mit Fragen des Scheiterns von institutionellen Strategien zu beschäftigen und den Blick zu öffnen für Aneignungen und biographische Verarbeitungen jenseits von institutionellen Logiken. Hinsichtlich der Logiken der Organisationen kann auch mit gouvernementalitätsanalytischer Perspektive nach den Rationalitäten gefragt werden, die in den Institutionen sichtbar werden.

2.1.5 Normative Orientierungsrahmen

Subjekte konstruieren ihre Biographie vor dem Hintergrund unterschiedlicher Fölien von Normalität, wie bspw. einer Orientierung an Normallebenslauf, Altersnormen oder heteronomen Rahmungen, in Bezug auf Differenzen und setzen sich selbst interpretativ mit ihren Erfahrungen und Erlebnissen dazu in Verbindung. Biographien entstehen in diesem Sinn immer vor dem Hintergrund von Differenzordnungen. Biographische Konstruktionen orientieren sich damit »an normativen Vorgaben, ohne sie abbildhaft zu reproduzieren« (Dausien 1996, S. 4). In biographischen Erzählungen können also Prozesse der subjektiven Konstruktion von Wirklichkeit rekonstruiert werden. Diese Rekonstruktion ermöglicht es, »eine Struktur

zu entdecken, in der die Außenbedingungen der heteronomen Einflüsse [...] sowie die subjektive Verarbeitung derselben sichtbar gemacht werden« (Lutz 2000, S. 183). Damit lassen sich also sehr gut die Bedeutungen von Normalitätskonstruktionen in Bezug auf Differenzverhältnisse in Biographien rekonstruieren.

Kohli hat Mitte der Achtzigerjahre seine These von der Institutionalisierung von Lebensläufen (Kohli 1985) und dem damit verbundenen erwerbsarbeitszentrierten Normallebenslauf (Kohli 1988) entwickelt. Die These spielt in der Biographieforschung und auch in der Übergangsforschung (vgl. Kap. 2.2) eine bedeutsame Rolle, wobei sie auch Ausdifferenzierungen und Relativierungen erfahren hat. Kern der These der Institutionalisierung ist, dass der Lebenslauf als Vergesellschaftungsprogramm in der Moderne dient und soziale Institutionen Struktur und Orientierung in der Konstruktion von Biographien geben. Entlang von Lebensphasen werden lebensalterbezogen verschiedene ›Rollen‹ vergeben, die nacheinander abfolgen, wobei im Zentrum die Erfordernisse der Arbeitsgesellschaft stehen. Gleichzeitig entsteht dadurch die bereits diskutierte Notwendigkeit zu »*Biographizität* im Sinn eines Codes von personaler Entwicklung und Emergenz« (Kohli 1988, S. 37, Herv. i. O.). Welche Ambivalenzen mit der Institutionalisierung von Lebensläufen und damit verbundenen normativen Vorstellungen von sogenannten ›Normalbiographien‹ bei gleichzeitigen Tendenzen der Individualisierung entstehen, wird im Folgenden diskutiert, da dies für die empirische Beschäftigung mit Biographien in der stationären Jugendhilfe und der Frage nach den Normalitätskonstruktionen zentral ist. Bedeutsam hierfür ist auch eine Darstellung der Verbindungen zwischen institutionalisierten Lebensläufen und Normalitätskonstruktionen sowie damit einhergehenden Ambivalenzen.

Kohli beschäftigt sich in seinen Aufsätzen mit der Frage, wie die Lebensverläufe und biographisches Handeln strukturiert werden. Mit der Individualisierung wird eine Konzeption von Leben entworfen, »die um das und vom Ich aus strukturiert ist« (ebd., S. 35). Damit verbunden ist ein Prozess der Freisetzung des Individuums in einem ambivalenten Sinne, da gleichzeitig nach wie vor verbindliche Strukturen bestehen und Gültigkeit haben. Vielmehr entsteht ein neuer Vergesellschaftungsmodus, der auf das Individuum als Handlungsinstanz zurückgreift: »Das Individuum wird zum grundlegenden Träger des sozialen Lebens« (ebd., S. 36). Der institutionalisierte Lebenslauf wird dabei zur Folie, an der sich das individuelle Handeln orientiert, wobei hier durch die Möglichkeiten der individuellen Deutungen Handlungsspielraum besteht (vgl. Kohli 2003, S. 526).

In Bezug auf die vorliegende Forschung ist damit die Frage verbunden, wie die befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen umgehen mit dem ambivalenten Verhältnis von Freisetzung, Verantwortungsübertragung und Normalvorstellungen. Die Möglichkeitsräume für individuelle Entscheidungen sind dabei nach wie vor strukturiert und zwar je nach Positionierung mit ungleichen Chancen aufgrund gesellschaftlicher Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse. So kann die Freiheit

des Subjektes in Bezug auf Entscheidungen und Gestaltungen des Lebens vielmehr als eine »Illusion« verstanden werden, die aber gesellschaftlich eingefordert wird. Einerseits bedeutet dies eine Erweiterung der Handlungsmöglichkeiten, andererseits sind damit aber auch die Notwendigkeit und der Zwang verbunden, Entscheidungen zu treffen. Institutionalisierte Wege und damit verbundene normalbiographische Vorstellungen stecken dabei nach wie vor ab, welche Wege erwünscht und damit auch vorstellbar sein können. Die Verantwortung für Gestaltung und Einlösung noch immer bestehender Normen wird dabei dem Individuum übertragen und ist damit gesellschaftlich nur vermittelt über das Individuum abgesichert. Die Einlösung und der Erfolg für die erfolgreiche Gestaltung der eigenen Biographie werden also in diesem Verständnis nicht mehr durch Lebenslagen definiert, sondern das Individuum wird als zentrale Gestaltungsfigur seiner Biographie verpflichtet.

Normalbiographie meint neben dem Durchlaufen der dreiteiligen Sequenzierung eine erwerbsarbeitszentrierte Ausrichtung der Biographie verbunden mit einer auf Dauer angelegten Vollbeschäftigung. Unter einer machttheoretischen Perspektive wird deutlich, dass dieses Verständnis immer nur für einen Teil der Gesellschaft vorgesehen war. So weist Kohli darauf hin, dass das erwerbsarbeitszentrierte Modell der Normalbiographie insbesondere Männern vorbehalten war. Frauen hingegen hatten eine Familienbiographie, die durch Ehe und Familiensorge sowie finanzielle Abhängigkeit vom Ehepartner geprägt war; eine Beschäftigung auf dem Arbeitsmarkt wurde nur in Ausnahmefällen und in geringem Ausmaß in Betracht gezogen (vgl. Kohli 2003, S. 528 f.). Diese Einschränkung der Einlösbarkeit bzw. Gültigkeit des Modells des Normallebenslaufs in Bezug auf Gender überlagert sich noch mit anderen Differenzkategorien, und dennoch bleiben diese Orientierung und damit verbundene normative Vorgaben dominant. Dies zeigt sich »an der nach wie vor dominanten Orientierung an einer (implizit Weißen, männlich konnotierten, bürgerlichen und von einer gesunden und leistungsfähigen Körperkonstitution ausgehenden) Normalbiographie, zu der sich die Subjekte (in Übernahme oder Abgrenzung) in Beziehung setzen müssen, oder an institutionalisierten Vorgaben, etwa durch das jeweilige, nationalstaatlich zentrierte Bildungssystem« (Riegel 2016b, S. 106). Trotz Kritik und Erweiterungen des Modells der Normalbiographie in Bezug auf Gender wurden aber insbesondere Differenzen dekonstruierende Modifikationen bislang noch nicht vorgenommen (vgl. Dausien/Mecheril 2006, S. 156 f.).

Angesichts dieser Einschränkungen und der Differenzierung von biographischen Verläufen stellt sich die Frage nach der Gültigkeit dieser erwerbsarbeitszentrierten, normalbiographischen Vorstellungen. Interessant erscheint dabei, dass insbesondere noch Institutionen wie Jugendhilfe, Schule oder Ausbildungssystem an normalbiographischen, erwerbsarbeitszentrierten und linearen Vorstellungen von Lebensläufen Jugendlicher im Übergang ins Erwachsenenalter festhalten (vgl.

Stauber 2014a, S. 11). So haben lebenslaufbezogene heteronormative Ablaufmuster eine strukturierende Dimension für Subjekte. Verbunden damit sind nach wie vor Ideen vom richtigen Zeitpunkt für Ausbildungen sowie Übergängen in Partnerschaft, Elternschaft und gleichzeitige Berufstätigkeit. Diese normativen Vorstellungen von ›richtigen‹ zeitlichen Abläufen wurde von Elizabeth Freeman mit dem Konzept von ›Chrononormativity‹ gefasst als »the use of time to organize individual human bodies toward maximum productivity« (Freeman 2010, S. 3). Diese Vorstellungen sieht Freeman eingeschrieben in gesellschaftliche Institutionen. Mit ›Chrononormativity‹ werden der erwerbsarbeitszentrierte Normallebenslauf und damit die Sphäre von Arbeitsgesellschaft verbunden mit heteronormativen Familienvorstellungen. Untersuchungen zu Leaving-Care-Prozessen haben gezeigt, dass ein Risiko darin liegt, dass Care Leaver oftmals länger brauchen für ihre Übergänge ins Erwachsenenalter und deswegen auch von Exklusion bedroht sind, insbesondere was die formale Bildungsbiographie anbelangt (vgl. Zeller 2012). Vorstellungen des Normallebenslaufs und daraus abgeleitete zeitliche Normalvorstellungen können in der Folge zu gesellschaftlichem Ausschluss führen.

Normalitätskonstruktionen in Bezug auf den Lebenslauf als normative Orientierungen sind dabei immer von Macht durchzogen. In diesem Sinne spielen diese normativen Orientierungen eine Rolle bei der Selektion in Institutionen und legitimieren den Ausschluss von Subjekten mit Biographien, die dieser Norm nicht entsprechen. Bettina Dausien fasst Normalbiographie als eine nach wie vor gültige Norm, die allerdings veränderbar ist und im Sinne der Norm empirisch auch nichts mit den tatsächlichen, sich stark ausdifferenzierten Lebensbedingungen zu tun haben muss:

»Die Normalbiographie ist, so die These, keine empirische Normalität, sondern eine Norm, an der die Individuen ihre Lebensführung orientieren. Als solche ist sie jedoch weder widerspruchsfrei noch unveränderlich. Sie entfaltet ihre Wirkung gerade dadurch, dass sie an vielen Stellen unscharf ist, unterschiedliche ›Pfade‹ zulässt und sich wechselnden gesellschaftlichen Bedingungen anpasst.« (Dausien 2017, S. 95)

Es gibt auch Kritik am Konzept der Institutionalisierung des Lebenslaufs, wie er von Kohli benutzt wird. So bemängelt Schmeiser (2006) zum einen eine ungenaue Nutzung des Begriffs der Institutionalisierung und zum anderen eine Reduzierung auf gesetzliche und staatliche Regulierungen zur Dreiteilung des Lebenslaufs. Andere Positionsveränderungen oder Lebensereignisse wie bspw. der Familienzyklus seien mit diesem Verständnis nicht erklärbar, da diese eher auf beobachtbaren Regelmäßigkeiten beruhen und nicht in diesem Maße staatlich geregelt sind wie bspw. die Schulpflicht (vgl. Schmeiser 2006, S. 51 ff.). Er differenziert den Begriff noch weiter aus, bezeichnet staatliche gesetzliche Regulierungen als ›äußere‹ Institutionalisierung und ergänzt diese um eine ›innere‹ Institutionalisierung, die

»die zunehmende Verbreitung einzelner biographischer Praktiken und Techniken« (ebd., S. 56) umfasst. Diese ›innere‹ Institutionalisierung soll Menschen dazu verhelfen, ihr Leben zu planen, in einem längeren zeitlichen Horizont zu betrachten und den Verlauf immer wieder reflektierend zu bilanzieren. Die Techniken setzen am Individuum an und haben ein Verständnis vom Leben als individuell zu gestaltendem Projekt. Dies knüpft auch an das bereits eingeführte Verständnis von Institutionen als Biographiegeneratoren an: »Als Beispiele seien hier genannt die Beichte oder die Psychoanalyse, das Tagebuch oder Memoiren, aber auch bestimmte Formen der medizinischen Anamnese oder des Geständnisses vor Gericht. Seit neuestem wird wohl auch das von Sozialwissenschaftlern veranlaßte biographische Interview hinzuzurechnen sein« (Hahn 2000, S. 100). Zu diesen Biographiegeneratoren, die das Leben als selbst zu planendes und gestaltendes Projekt verstehen, können auch Einrichtungen der stationären Jugendhilfe gezählt werden, in denen die Arbeit an der Biographie oftmals als Methode verwendet wird. Interessant für die folgende Analyse ist es daher, danach zu fragen, auf welche Weise Biographien im Kontext von stationärer Jugendhilfe hervorgebracht werden.

Für die Frage nach den Bedeutungen von Normalitätskonstruktionen wird deutlich, dass durch die Institutionalisierung des Lebenslaufes Normalitätsvorstellungen entstehen und Abweichungen davon als individuelles Versagen gedeutet werden. Heike Solga hat in Bezug auf sogenannte ›bildungsberechtigte‹ Jugendliche herausgearbeitet, wie durch die Konstruktion von Normen in der Folge Ausgrenzung legitimiert wird. So findet in der Schule eine Orientierung an bildungsbürgerlichen Normen statt, und Selektion und Bewertung werden vor der Folie dieser bildungsbürgerlichen Normalität vorgenommen. Weiterhin wird auch Ausbildungslosigkeit zum Stigma vor dem Hintergrund einer bildungsorientierten Normalitätsfolie, die das Ziel verfolgt, möglichst gut ausgebildet für den Arbeitsmarkt zu sein (Solga 2002, 2005). Diese Perspektive kann noch ergänzt werden um andere Differenzverhältnisse, die die Normalitätsvorstellungen von Institutionen prägen und die in Verbindung stehen mit Wissensbeständen, »die rassialisierten, heteronormativen, mittelschichtorientierten Bedeutungs- und Differenzordnungen westlich-kapitalistischer Verhältnisse unterliegen« (Riegel 2016b, S. 102). Auch in den übergangstheoretischen Bezügen, die im folgenden Kapitelteil diskutiert werden, wird auf dieses Spannungsfeld zwischen institutionellen normallebenslaufbezogenen Vorstellungen, Strukturen gesellschaftlicher Ungleichheit und Biographie eingegangen.

2.2 Übergangstheoretische Perspektiven

Dem Begriff der Übergänge wird aktuell gesellschaftlich eine hohe Relevanz zugeschrieben (vgl. Schröer et al. 2013a, S. 11). Übergänge werden dabei aus unter-

schiedlichen theoretischen Perspektiven in den Blick genommen, sodass vielfältige Konzeptionen entstehen, was darunter verstanden werden kann (vgl. Helsper 2013). Für den hier interessierenden Forschungsgegenstand der Normalitätskonstruktionen im Übergang aus der stationären Jugendhilfe ins Erwachsenenalter aus Subjektperspektive wird zum einen explizit ein institutioneller Übergang fokussiert. Zum anderen kann die Lebensphase der befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen als »Lebenslage des Übergangs« (Stauber/Walther 2013, S. 270) bezeichnet werden. Dabei gibt es zwischen einer subjektorientierten Perspektive auf Übergänge (vgl. Stauber/Pohl/Walther 2007b), die in diesem Kapitel dargestellt wird, und den biographietheoretischen Perspektiven (vgl. Kap. 2.1) zahlreiche Überschneidungen und wechselseitige Bezugnahmen. Wenn hier von »subjektorientiert« gesprochen wird, unterscheidet sich das vom Subjektverständnis, das im weiteren Verlauf der Arbeit (vgl. Kap. 2.3) unter Bezugnahme auf Judith Butler (2001) noch diskutiert wird. Ziel ist es, im Folgenden herauszuarbeiten, was aus einer subjektorientierten Perspektive auf Übergänge für die Untersuchung von Übergängen aus der stationären Jugendhilfe in der vorliegenden Untersuchung abgeleitet werden kann.

Die sozial- und erziehungswissenschaftliche Beschäftigung mit Übergängen erfährt aktuell eine Konjunktur, was sich an einer hohen Anzahl an Veröffentlichungen und Forschungsprojekten im Themenbereich festmachen lässt (vgl. Helsper 2013; Schröer et al. 2013a, S. 11). Bevor subjektorientierte Ansätze der Übergangsforschung vertieft werden, die in der vorliegenden Arbeit relevant sind und eng mit den hier dargestellten biographietheoretischen Überlegungen zusammenhängen, wird kurz auf unterschiedliche theoretische Konzepte von Übergang und die darin liegenden normativen Komponenten eingegangen.

Was jeweils unter Übergängen verstanden wird, variiert, und so werden damit u. a. Übergänge zwischen verschiedenen Lebensaltern von Menschen thematisiert, wie bspw. die zwischen Kindheit und Jugend oder Übergänge ins Alter. Nach einem anderen Verständnis ist der Wechsel zwischen Institutionen gemeint, oder der Begriff wird im Sinne von biographischen Übergängen als die Bewältigung von Anforderungen und Wechsel in verschiedenen Lebensbereichen konzeptionalisiert. Auch im Alltag eröffnet der Begriff der Übergänge Anschlüsse an zahlreiche Erfahrungen, die mit Wechselen und Veränderungen zusammenhängen; hier wird z. B. in Bezug auf den Wechsel von Arbeitsstellen oder auch Paarbeziehungen von Übergang gesprochen. Auffallend ist, dass in der wissenschaftlichen Beschäftigung trotz der konstatierten Konjunktur der Beschäftigung mit Übergängen der Begriff selten systematisch bestimmt wird. So zeigt sich im *Handbuch Übergänge* (Schröer et al. 2013b) in der Gliederung einerseits eine Thematisierung von Übergängen als Wechsel zwischen Institutionen und andererseits eine biographische Perspektive auf Übergänge als Veränderungen im Leben. Damit verbunden ist auch ein Fokus auf das Übergangshandeln von Menschen, das in unterschiedlichen Phasen ihres

Lebens relevant ist: »Übergänge können dabei gleichermaßen institutionell – etwa durch formalisierte Altersgrenzen oder Statusmerkmale – oder aber durch veränderte Orientierungen und Ansprüche der Individuen angestoßen werden« (Walther/Stauber 2013, S. 29). In der Entwicklung der wissenschaftlichen Thematisierung von Übergängen wird oftmals Arnold van Gennep als Begründer angeführt. Van Gennep gilt als Klassiker der Übergangsforschung, der sich aus ethnologischer Perspektive mit Übergängen in unterschiedlichen Kontexten beschäftigt hat. Er beschreibt Übergänge als Notwendigkeit in Gesellschaften:

»In jeder Gesellschaft besteht das Leben eines Individuums darin, nacheinander von einer Altersstufe zur nächsten und von einer Tätigkeit zur anderen überzuwechseln. Wo immer zwischen Alters- und Tätigkeitsgruppen unterschieden wird, ist der Übergang von einer Gruppe zur anderen von speziellen Handlungen begleitet. [...] Es ist das Leben selbst, das die Übergänge von einer Gruppe zur anderen und von einer sozialen Situation zur anderen notwendig macht. Das Leben eines Menschen besteht somit in einer Folge von Etappen, deren End- und Anfangsphasen einander ähnlich sind.« (van Gennep 1986, S. 15)

Übergänge ordnen nach diesem Verständnis als gesellschaftliche Strukturierungen das Leben von Individuen in einer zeitlichen Dimension und damit verbundenen Wechseln zwischen altersbezogenen Gruppen sowie unterschiedlichen Rollen und Aufgaben. Übergänge können also als gesellschaftliche Regulierungen verstanden werden, die dafür sorgen, dass Menschen notwendige Aufgaben und Positionen einnehmen, die den Bestand von Gesellschaften steuern. Übergänge reduzieren damit die kontingenaten Möglichkeiten des Lebens. Dabei zeigt sich bereits in diesem Verständnis, dass es einerseits eine gesellschaftliche Dimension von Übergängen gibt, die im Zusammenhang mit normativen lebenslaufbezogenen Erwartungen stehen, und andererseits eine subjektive, biographische Dimension. Neben van Gennep gilt auch Victor Turner (1969) als ein Klassiker der Übergangsforschung. Er hat sich mit Ritualen rund um die Gestaltung von Übergängen beschäftigt und beschreibt Übergänge in drei Phasen: Nach einer Trennungsphase, in der der bisherige Status oder die Rolle verlassen wird, folgt eine Phase der Liminalität⁵, in der eine Vorbereitung auf den nächsten Status oder Bereich stattfindet, und schließlich erfolgt eine Phase der Wiedereingliederung in einen neuen Bereich. Kennzeichnend für die Zwischenphase sind dabei sowohl Unsicherheit in Bezug auf Status und Rollen als auch ein kreativer Freiraum. Diese Unterscheidung der Phasen bei der rituellen Gestaltung von Übergängen ist zudem interessant als Hintergrundfolie

5 Mit dem Begriff der Liminalität fokussiert Turner auf die Zwischenphase bei Ritualen, die durch eine Uneindeutigkeit geprägt ist. In diesem Schwellenzustand löst sich eine vorgängige Sozialordnung auf und ermöglicht danach eine Neuformierung von Individuen (vgl. Turner 1969).

für die Frage danach, wie Übergänge in die Jugendhilfe und aus der Jugendhilfe gestaltet werden und inwiefern dort ebenfalls Phasen sichtbar werden (vgl. Turner 1969).

In soziologischen Ansätzen der Lebenslaufforschung werden Übergänge als Statuspassage oder als Veränderungen im sozialen Status verstanden, die einem festen gesellschaftlich vorgegebenen Ablaufprogramm folgen. Glaser und Strauss (1971) haben den Begriff der Statuspassage geprägt. Statuspassagen markieren Veränderungen in Lebensbereichen und Lebensabschnitten, mit denen ein Statuswechsel einhergeht. Sie regulieren die Übergänge von sozialen Gruppen zwischen Lebensbereichen und Lebensabschnitten. In die Statuspassagen sind Personen involviert, die diese begleiten und als »Gate Keeper« bewerten. Die Sequenzen und Abfolgen, welche es zu durchlaufen gilt, der Zeitpunkt für die Statuspassage und die Bewertung, wann diese als bewältigt markiert wird, sind gesellschaftlich definiert (vgl. Glaser/Strauss 1971, S. 1 ff.). Eng verbunden mit der Art der Strukturierung und Ausgestaltung von Statuspassagen sind normallebenslaufbezogene Vorstellungen (vgl. Heinz/Behrens 1991). Diese Vorstellungen sind gerahmt durch den Wohlfahrtsstaat, der sich normativ am System der kapitalistisch geprägten Lohnarbeit orientiert (vgl. Lessenich 2013). Weiterhin zeigt sich, dass bei Übergängen wie bspw. dem Übergang von der Primar- in die Sekundarschule oder auch beim Übergang in Ausbildung und Arbeit soziale Ungleichheiten reproduziert werden (vgl. Seibert et al. 2009; Helsper 2013). Übergänge finden also im Kontext von Ungleichheitsverhältnissen statt (vgl. Ahmed et al. 2013). Von den theoretischen Bezügen zu den Veränderungen der »Moderne« und den damit entstehenden neuen Anforderungen an Subjekte haben übergangstheoretische Überlegungen ähnliche Bezüge wie die der Biographieforschung.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Übergängen hat sich im Zuge der Jugendarbeitslosigkeit in Europa in den 1990er-Jahren stark intensiviert. Auch in der Sozialen Arbeit wurden Übergänge in Arbeit zunehmend zum Thema, und es wurden zahlreiche Angebote gegen Jugendarbeitslosigkeit etabliert. Denn durch Veränderungen am Arbeitsmarkt wurde die Selbstverständlichkeit eines institutionalisierten Lebenslaufes infrage gestellt: »Lebenslang ausgeübte und entsprechend tariflich und sozial abgesicherte Berufstätigkeit erscheinen für viele nicht erreichbar, das »Korsett« der Erwerbsarbeit hält den Lebenslauf nicht mehr selbstverständlich zusammen, die institutionalisierte Abfolge der Lebensalter ist mitunter unterbrochen« (Schröer et al. 2013a, S. 13). Damit wurde die Erreichbarkeit und Planbarkeit des Erwachsenenstatus insgesamt problematisch (vgl. Stauber/Pohl/Walther 2007a, S. 7 ff.).

Insbesondere der Strukturwandel der Arbeit hat zur Entstandardisierung von Lebensverläufen beigetragen, und »der Erwachsenenstatus wird nicht nur pluralisiert, sondern verliert insgesamt an Stabilität, wird prekärer und dies strahlt auf die Jugendphase und den Übergang ins Erwachsenenalter zurück« (Walther

2008, S. 26). Damit überlappen sich die Jugendphase und die Phase des Erwachsenenalters, dessen Anfang und Ende ins Unbestimmte verschoben werden. Die zunehmende Brüchigkeit der von Erwerbsarbeit strukturierten Normalbiographie hat aber nicht dazu geführt, die Normalitätsannahmen von Individuen sowie gesellschaftlichen Institutionen den Veränderungen anzupassen (vgl. Schröer et al. 2013a, S. 13). Vielmehr bleibt als Normalitätskonstruktion von Erwachsensein eine nicht mehr für alle einlösbare erwerbsarbeitsorientierte Idealvorstellung dominant. Die Abweichung davon wird als selbstverschuldetes Scheitern wahrgenommen und so zu einem individualisierten Problem umgedeutet (Walther 2008). Neben der Ungewissheit hat auch die Notwendigkeit zur individuellen Gestaltung der eigenen Übergänge für Jugendliche und junge Erwachsene zugenommen bei gleichzeitiger Zunahme von Übergängen und ihrer erhöhten Reversibilität (vgl. Stauber et al. 2007b, S. 27). Insgesamt sind Übergänge vom Jugend- zum Erwachsenenalter komplexer und widersprüchlicher geworden und erfordern erhöhte Bewältigungsleistungen von Jugendlichen sowie jungen Erwachsenen (vgl. Walther/Stauber 2013).

Wie bereits angedeutet, bleiben trotz der Pluralisierung von möglichen Übergangswegen ins Erwachsenenalter und im Leben insgesamt nach wie vor normative Vorstellungen von Abläufen und Anforderungen sowie Vorstellungen davon, wann der Erwachsenenstatus erfolgreich erreicht wurde. Settersten führt hier fünf Merkmale – »the big 5« (Settersten 2011, S. 3) – an, die in einer traditionell normativen Perspektive den Erwachsenenstatus markieren. Diese großen fünf Aufgaben sind: 1. Elternhaus verlassen, 2. Schule abschließen, 3. Übergang in eine Arbeit, 4. Heirat und 5. Elternschaft (vgl. ebd., S. 3 ff.). Diese für den Kontext der USA beschriebenen »big 5« gelten auch für Europa, da sie eng mit den Konzeptionen von Jugend und Erwachsenenalter zusammenhängen, die im Zuge der Industrialisierung entstanden sind (Walther 2008). Mittlerweile sind aber, wie bereits deutlich wurde, diese traditionellen Vorstellungen von Erwachsenenstatus nicht mehr für alle jungen Menschen gleichermaßen erreichbar, und es können Überschreitungen und Diversifizierungen beobachtet werden. Gleichwohl zeigt sich, dass Ideen von linearen Übergängen, festen Ablaufprogrammen, zeitlichen Idealvorstellungen sowie eine Engführung von verschiedenen Teilübergängen des Erwachsenenalters hin zum Übergang in Arbeit nach wie vor als diskursive und machtvolle Ordnungen bestehen.

Zwischen einer institutionellen lebenslaufbezogenen Perspektive auf Übergänge und einer eher subjektorientierten biographischen Perspektive gibt es Überschneidungen und Verbindungen. Einerseits entstehen durch institutionelle Übergänge, also bspw. den Übergang von der Schule in eine Berufsausbildung oder den Übergang in eine Institution der stationären Jugendhilfe, auch auf individueller Ebene Anforderungen; diese können also auch aus biographischer Perspektive als Übergang beschrieben werden. Andererseits gibt es aus biographischer Perspektive

aber noch andere Übergänge, die nicht ausschließlich in Verbindung mit institutionellen Wechseln stehen, wie bspw. das Ende einer Paarbeziehung oder wohnbezogene Übergänge, welche sich auch überlagern können. Durch diese widersprüchlichen Bedingungen und Ambivalenzen für Subjekte in Verbindung mit der Gestaltung von Übergängen plädieren Stauber, Pohl und Walther für eine subjektorientierte Perspektive in der Übergangsforschung, »weil die mit der Entstandardisierung verbundene Pluralisierung dazu führt, dass die Dynamik biographische Übergänge nicht länger ausschließlich aus einer Perspektive institutionalisierter Normallebensläufe, sondern zunehmend nur noch aus der Innensicht der individuellen AkteurInnen erfasst werden können« (Stauber et al. 2007b, S. 8). Zentral ist dabei auch, dass Übergänge nicht nur institutionell angeregt und reguliert, sondern vielmehr von Individuen subjektiv gestaltet und hergestellt werden:

»Aus biografischer Perspektive bedeuten Übergänge im Lebenslauf erst einmal die Konfrontation mit neuen Anforderungen, deren biografische Anschlussfähigkeit und Passung nicht von vornherein gegeben sind, sondern aktiv hergestellt werden und aus der Bilanzierung des vergangenen und vor dem Entwurf des zukünftigen Lebens subjektiv Sinn machen müssen.« (Walther/Stauber 2013, S. 31)

Im Unterschied zum Verständnis von Übergang als Statuspassage, die klar definiert und institutionell reguliert ist, wird hier Übergang im Sinne unterschiedlicher Veränderungen im Leben gedeutet, die Anforderungen für Individuen mit sich bringen.

Dadurch entstehen eine Öffnung von institutionellen Übergängen zu biographischen Übergängen und in der Folge auch eine gewisse Unschärfe, inwiefern sich bspw. Übergänge von Bildungsprozessen – verstanden als Ergebnis eines Transformationsprozesses der Deutungsstrukturen – unterscheiden (vgl. Marotzki 1990). Die mit Bildung verbundenen Transformationsprozesse könnten nach diesem Verständnis auch als Übergangsprozesse interpretiert werden, da diese ebenfalls Prozesse von Veränderungen und Transformation beschreiben. Dies wirft zudem die Frage auf, was in biographischen Erzählungen als Übergang rekonstruiert wird und welche Folgen es haben kann, dies als Übergang zu verstehen und bspw. nicht als Bildungsprozess. Als Übergangsthemen aus einer subjektorientierten Perspektive werden bspw. Übergänge in Elternschaft, jugendkulturelle Übergänge, Übergänge in Paarbeziehungen, Lebensstilübergänge und ihre jeweiligen Zusammenhänge, Gleich- und Ungleichzeitzigkeiten sowie damit verbundene Widersprüche untersucht (vgl. Stauber/Walther 2011, S. 1709 f.).

Zentral bei dieser subjektorientierten Perspektive auf Übergänge ist es, keine Opferperspektive auf Jugendliche und junge Erwachsene einzunehmen und nicht den Problemdiskurs zu reproduzieren, der häufig in der Übergangsforschung vorhanden ist. Vielmehr werden Jugendliche und jungen Erwachsene als Akteur*innen und Gestalter*innen von Übergängen verstanden (vgl. Stauber 2014a, S. 17 f.). Wei-

terhin geht es damit auch nicht um eine ausschließliche Fokussierung auf die Rekonstruktion von Übergängen aus Subjektperspektive, sondern um eine doppelte Perspektive auf die Subjektebene und deren Verwobenheiten mit strukturellen Bedingungen (Stauber/Walther 2007). Mit dieser doppelten Perspektive rücken neben einer biographischen Sichtweise auf verschiedene Übergangsbereiche und die Gestaltung derselben auch strukturelle Rahmungen, gesellschaftliche Bedingungen sowie damit verbundene normative Ordnungen in den Fokus. Hier spielen auch gesellschaftliche Diskurse und Machtordnungen eine Rolle.

Im Zuge von subjektorientierten biographischen Zugängen in der Beschäftigung mit Übergängen wurde an den lebenslaufbezogenen Normalitätsvorstellungen und institutionellen Fixierungen am Normallebenslauf Kritik geäußert. Stauber und Walther (2002) haben für die Veränderungen der Übergänge ins Erwachsenenalter den Begriff der Yoyo-Übergänge als Metapher eingeführt. Yoyo-Übergänge zeichnen sich durch zahlreiche Spannungsfelder und widersprüchliche Anforderungen aus (vgl. Walther/Stauber 2007, S. 35). Übergänge sind reversibel, und auch einmal bewältigte Schritte können wieder freiwillig oder gezwungennermaßen zurückgenommen werden, wenn bspw. junge Erwachsene arbeitslos werden, Partnerschaften zu Ende gehen oder nochmals eine Ausbildung absolviert wird. Weiterhin besteht der Übergang ins Erwachsenenalter aus verschiedenen Teilübergängen, die unterschiedlichen Tempi und Eigenlogiken folgen. Das kann zu einer Gleichzeitigkeit führen »von typischen jugendlichen und erwachsenen Anforderungen je nach Lebensbereich, was sich auch in den Selbstkonzepten junger Erwachsener niederschlägt, die sich ›mal so, mal so‹ oder ›zwischendrin‹ beschreiben« (Walther 2008, S. 15). Insgesamt haben sich Übergänge vervielfältigt und diversifiziert: »Übergangsstrukturen und Übergangshandeln verbinden sich zu vielfältigen Konstellationen, die immer seltener den normalbiographisch institutionalisierten Annahmen und Vorgaben entsprechen und immer mehr Risiken ausgesetzt sind« (ebd.). Yoyo-Übergänge sind also vor allem durch ihre prinzipielle Offenheit und Ungewissheit geprägt, was für viele junge Menschen zur Folge hat, dass sie sich selbst zunehmend irgendwo zwischen Jugend und Erwachsensein verorten (vgl. Pohl/Stauber/Walther 2011). Diese Perspektive ist zentral für die vorliegende Forschungsarbeit und die Frage danach, wie die Biograph*innen mit den Yoyo-Übergängen umgehen, inwiefern diese in den Interviews relevant werden und wie sie diese bewältigen. Hier stellt sich auch die Frage für das vorliegende Projekt, inwiefern Institutionen der stationären Jugendhilfe auf Yoyo-Übergänge vorbereiten und wie sich das aus Subjektperspektive gestaltet.

Eine weitere bedeutsame Perspektive für die vorliegende Forschung stellt das Konzept der ›Jungen Erwachsenen‹ dar, das Stauber und Walther als heuristische Perspektive eingeführt haben, um den Veränderungen der Lebensphase ›Jugend- und insbesondere ihrer Verlängerung bzw. der Gleichzeitigkeit von Anforderungen aus Jugend- sowie Erwachsenenalter gerecht zu werden (vgl. Stauber/Walther

2002). Mit dem Konzept ist dabei nicht eine neue Lebensphase gemeint, sondern vielfältige »Lebenslagen des Übergangs im Kontext entstandardisierter Lebensläufe« (Walther 2008, S. 26). Das Konzept soll verdeutlichen, dass Übergänge nicht mehr linear verlaufen und insbesondere auf biographischer Ebene Anforderungen stellen, »deren Bewältigung immer öfter der normalbiographischen Lebensführung widerspricht« (ebd.). Verbunden mit diesen Lebenslagen des Übergangs sind gesellschaftliche Institutionen, die oftmals noch an normalbiographischen Vorstellungen des Übergangs ins Erwachsenenalter festhalten, was zu ambivalenten Anforderungen auf Subjektebene führt, damit einen Umgang zu finden. Auch die stationäre Jugendhilfe mit ihren Angeboten der Übergangsbegleitung übernimmt Funktionen gesellschaftlicher Normalisierung, insofern sie »Jugendliche an den begrenzten bzw. begrenzenden Anforderungen und Möglichkeiten von Ausbildung und Erwerbsarbeit orientieren soll« (Stauber/Walther 2011, S. 1703).

Mit den bisherigen Ausführungen zu Biographie und Übergängen wird deutlich, dass mit beiden Perspektiven ein Verständnis von Subjekten verbunden ist, das sowohl einen starken Fokus auf deren Handeln legt als auch die Kontexte im Sinne von gesellschaftlichen Strukturen fokussiert, die Biographien und Übergänge rahmen. Dabei spielen in beiden Perspektiven auch jeweils die Bezugnahme auf Ungleichheitsverhältnisse und Differenzordnungen eine Rolle sowie die Frage, welche Ambivalenzen, aber auch Gestaltungsmöglichkeiten aus Subjektperspektive damit vorhanden sind. Mithilfe einer poststrukturalistischen Subjektkritik, wie sie u. a. von Butler (2001) entfaltet wurde, wird im Folgenden eine Basis für machttheoretische Lesarten von Biographien gelegt und deren widerständiges Potenzial entfaltet: »Mit dem Butler'schen Vokabular kann deutlicher formuliert werden, dass dadurch Räume an den Rändern des Diskurses entstehen können, die für ›abweichende‹, eigensinnige Subjektivitäten in Beschlag genommen werden können. Dies ermöglicht pointiertere Lesarten entsprechender biografischer Konstruktionen« (Thon 2016, S. 195).

2.3 Subjektivierung, Macht und Normalität bei Judith Butler

In diesem Kapitelteil wird auf das Verhältnis von Subjektivierung, Macht und Normalität eingegangen. Als theoretische Referenz dient hier das Konzept der Subjektivierung, wie es von Judith Butler ausgearbeitet (vgl. Butler 2001) wurde. Diese Überlegungen sollen dazu dienen, ein Verständnis für die Frage zu entwickeln, wie Subjekte in ihren biographischen Artikulationen abhängig sind von gesellschaftlichen Normalitätsordnungen und damit verbundenen auf- und abwertenden Differenzverhältnissen. Hierfür werden Aspekte des Werkes von Butler fokussiert, die das Verhältnis von gesellschaftlichen Normalitätsordnungen und Subjektbildung

darlegen und die so für die empirische Beschäftigung in der Arbeit inspirierend sind.

Butler ist eine vielseitige Autorin und wird auf unterschiedliche und oft auch kontroverse Art und Weise diskutiert und eingeordnet. Neben wissenschaftlichen Diskursen ist sie als Denkerin auch für soziale Bewegungen wegweisend und hat u. a. queere Theorien und Bewegungen inspiriert (vgl. Villa 2012). Butler stellt in ihren theoretischen Konzepten zahlreiche Querbezüge zu interdisziplinären Debatten wie bspw. zur Psychoanalyse, Sprechakttheorie, Ethik oder Philosophie her (vgl. ebd., S. 12). Dies macht die Lektüre anspruchsvoll und lässt gleichzeitig auch Raum für eine eigene Aneignung ihres Werkes im Zwischenraum unterschiedlicher Disziplinen.

Villa identifiziert als Kernthemen bei Butler »Diskurstheorie, Subjekttheorie, feministische Theorie als kritische Analyse der Geschlechterdifferenz, damit verbundene Fragen von Materialität, Körper und Sexualität sowie schließlich politische Fragestellungen, die um Herrschaftsmechanismen und um Formen der Anerkennung und Normalisierung kreisen« (ebd., S. 14). Eine weitere Kategorisierung der Arbeiten von Butler ist ihre Zuordnung zum Poststrukturalismus. Poststrukturalismus kann als Theorieperspektive verstanden werden, bei der von einer Dezentrierung des Subjekts ausgegangen wird, in deren Folge »sich die universale Struktur des Subjekts als Fiktion herausstellt« (Sattler 2009, S. 10). Es findet stattdessen eine Fokussierung auf Diskurse im Sinne von machtvollen gesellschaftlichen Ordnungen statt, die Subjekte hervorbringen. Der poststrukturalistische Diskursbegriff geht auf Foucault zurück (Foucault 1971, 1973). Der Fokus liegt auf Prozessen der Subjektivierung als »Bildung und Transformation von Subjektformen in ihren Ambivalenzen und Widersprüchlichkeiten, die den Subjekten selbst immer aufs Neue intransparent bleiben« (Sattler 2009, S. 10). Inwiefern diese dem Subjekt intransparent bleiben, wird noch genauer ausgeführt. Unter dem Begriff der Subjektivierung wird also die Einordnung von Subjekten in Diskursordnungen verstanden, indem äußere Erwartungen und damit verbundene machtvolle Gesellschaftsordnungen quasi einverleibt und zum Eigenen gemacht werden.

In erziehungswissenschaftlichen Forschungen haben die Arbeiten von Butler zu Gender (Butler 1990, 1997) und Subjektivierung (Butler 2001) in den letzten Jahren zunehmend Berücksichtigung gefunden (bspw. Ricken/Balzer 2012). Auch für die Biographieforschung liegen mittlerweile einige Forschungen vor, die darauf Bezug nehmen (Tuider 2007; Spies 2010; Pfahl 2011; Rose 2012; Thon 2016; Buchner 2018). Ein verbindendes Element dieser Forschungsarbeiten kann darin gesehen werden, dass sie die Abhängigkeit von Subjekten von gesellschaftlichen Macht-, Differenz- und Ungleichheitsverhältnissen bzw. Diskursen und damit verbundenen Kategorisierungen berücksichtigen. Darin liegt auch das Anliegen mit der Perspektive auf Subjektivierung, Antworten auf die Frage zu bekommen, wie soziale Ungleichheiten reproduziert werden. Gleichzeitig fokussiert das Konzept aber

auch auf das Moment der Handlungsmacht von Subjekten und deren subversive Formen der Aneignung von Diskursen (Butler 2001, 2007). Damit einher geht also ein bestimmtes Subjektverständnis: »Ihnen allen ist gemeinsam, dass sie von einem nicht-identischen, dezentrierten oder fragmentierten Subjekt ausgehen« (Spies/Tuider 2017a, S. 7).

Für die Frage nach den Bedeutungen von Normalitätskonstruktionen in biographischen Erzählungen soll mithilfe der theoretischen Überlegungen von Judith Butler ein Subjektverständnis entfaltet werden, das einerseits stark deren Eingebundenheit in gesellschaftliche Machtordnungen markiert und andererseits gleichzeitig auf deren Handlungsfähigkeit verweist und dies als ambivalentes Verhältnis darstellt. Neben kurzen Einblicken in Butlers unterschiedliche Arbeiten wird zudem teils auf damit verbundene Kritik eingegangen, da darin auch das Produktive ihrer Arbeiten für Theorie und Empirie gleichermaßen deutlich wird.

Hierzu wird zunächst (1) ein Subjektverständnis entfaltet, das mit dem Konzept der Subjektivierung eine bestimmte Perspektive auf die Verwobenheit von Subjekten, Macht und Diskursen mit sich bringt. Die Perspektive wird in methodologischer Hinsicht mit der Perspektive der Biographieforschung verbunden, wodurch eine Grundlage für die empirische Analyse erstellt wird. Daraufhin wird (2) ein Verständnis von Normalitätskonstruktion erarbeitet und dargestellt, welche Rolle Normalität und Normalitätsordnungen für Subjekte im Kontext von Macht haben. Damit verbunden ist (3) die Frage, inwiefern Subjekte trotz der Abhängigkeit von Machtverhältnissen und Dominanzordnungen dennoch handlungsfähig sein können. Abschließend wird (4) auf die Bedeutung des Sozialen für Subjektivierungsprozesse eingegangen.

2.3.1 Subjekt und Subjektivierung

Den zentralen Bestandteil des Subjektverständnisses von Butler stellt das Konzept der ›Subjektivierung⁶ dar, das von ihr insbesondere in dem Werk *Psyche der Macht*

6 Die Übersetzung des englischen Begriffs »subjection« beinhaltet den Doppelaspekt von ›Unterwerfung‹/›Abhängigkeit‹ sowie ›Subjektwerdung‹ (Butler 2001, S. 187). Ricken plädiert für die Nutzung des Begriffes ›Subjektivation‹, da ›Subjektivierung‹ in manchen Diskursen teils mit anderen Bedeutungen genutzt werde (vgl. Ricken 2013). So wird der Begriff der ›Subjektivierung‹ bspw. in arbeitswissenschaftlichen oder ökonomischen Diskursen in Bezug auf die Beschreibung von Arbeitsverhältnissen verwendet und die Frage, wie sich die Arbeit besser an die Bedürfnisse der arbeitenden Subjekte anpassen lässt. Nach diesem Verständnis wird das Subjekt als handlungsfähig und autonom vorausgesetzt. Dies widerspricht dem Verständnis, wie es von Butler entfaltet wird (vgl. ebd., S. 72). In der vorliegenden Arbeit wird aufgrund der hohen Verbreitung in den Sozialwissenschaften dennoch der Begriff der Subjektivierung im doppelten Sinne von ›Unterwerfung‹ und ›Subjektwerdung‹ genutzt.

(2001)⁷ ausgearbeitet wurde. In Erweiterung zu Foucault stellt sie dabei stärker die Mechanismen von Subjektivierung durch performatives Sprechen heraus und interessiert sich dafür, wie auf einer psychischen Ebene Subjekte mit Macht verbunden bleiben.

Butler geht in *Psyche der Macht* auf die Unterscheidung von Individuen/Personen und Subjekten ein und kritisiert Sprechweisen, die Person oder Individuum sowie das Subjekt austauschbar verwenden (vgl. Butler 2001, S. 15). Dies führt sie in ihrer Genealogie des Subjekts weiter aus im Sinne einer kritischen Kategorie, die darauf basiert, »daß das Subjekt nicht mit dem Individuum gleichzusetzen, sondern vielmehr als sprachliche Kategorie aufzufassen ist, als Platzhalter, als in Formierung begriffene Struktur. [...] Das Subjekt ist die sprachliche Gelegenheit des Individuums, Verständlichkeit zu gewinnen und zu reproduzieren, also die sprachliche Bedingung seiner Existenz und Handlungsfähigkeit« (ebd.). Dies stellt die ambivalente Grundfigur von Subjekten dar, die durch Diskurse subjektiviert und unterworfen, also geformt werden, damit aber gleichzeitig auch erst verständlich und adressierbar werden innerhalb gesellschaftlicher Ordnungen.

Ohne diese Figur der Unterwerfung unter gesellschaftliche Normen und damit verbundene Machtverhältnisse sind keine Subjekte denkbar: »Kein Individuum wird Subjekt, ohne zuvor unterworfen/subjektiviert zu werden oder einen Prozess der ›Subjektivation‹ zu durchlaufen« (ebd., S. 15 f.). Subjektivierungsprozesse stehen im Kontext von Machtverhältnissen und Normalitätsannahmen und umfassen immer gleichzeitig den Aspekt des Unterworfenseins und den der Ermöglichung, ein Subjekt zu werden. Subjektivierung ist dabei nicht als ein einfaches Ursache-Wirkungsverhältnis zu verstehen, in welchem Machtverhältnisse in deterministischer Art und Weise Subjekte hervorbringen. Subjektivierungsprozesse und Subjekte sind vielmehr in ihrer Konsequenz immer nur in Verbindung mit gesellschaftlichen Ordnungen und Diskursen zu verstehen:

»Das Subjekt ist genötigt, nach Anerkennung seiner eigenen Existenz in Kategorien, Begriffen und Namen zu trachten, die es nicht selbst hervorgebracht hat, und damit sucht es das Zeichen seiner eigenen Existenz außerhalb seiner selbst.« (Butler 2001, S. 25)

Durch den Wunsch nach sozialer Anerkennung finden Unterwerfungen unter gesellschaftliche Normen statt, was Butler mit dem »Begehr nach Existenz« (ebd.) begründet. Mittels Anrufungen bzw. der Theorie der Interpellationen (hier bezieht sich Butler auf den von Althusser entwickelten Anrufungsbegriff) entstehen in Interaktionen mit Instanzen der Macht Subjektivierungen auf der Grundlage von Sprache:

7 Übersetzung der englischen Originalausgabe von 1997: *The Psychic Life of Power: Theories in Subjection*. Stanford University Press.

»Sie [die Anrufung, Anmerk. A. R.] bietet ein Erklärungsmodell für ein Subjekt, das als Konsequenz aus der Sprache entsteht, jedoch innerhalb von deren Begriffen. Die Theorie der Interpellation scheint eine gesellschaftliche Szene zu inszenieren, in der ein Subjekt angerufen wird, sich umwendet und dann die Begriffe akzeptiert, mit denen es angerufen wurde.« (Butler 2001, S. 101)

Mit den Anrufungen findet eine Bezugnahme auf Diskurse statt, die dann in der Konsequenz Subjekte hervorbringen. In Bezug auf Geschlecht wird bspw. so über die Wiederholung von Anrufungen mittels Akten und Gesten sprachlich und körperlich performativ Geschlechtsidentität erzeugt (Butler 1991, S. 200 f.). Performativ meint, dass Sprache nicht nur Wirklichkeit beschreibt, sondern diese auch generiert (Butler 1993a, S. 123 f.). Performative Praktiken sind mehr als Sprache und beinhalten auch körperliche Praktiken wie Mimik, Artikulationen, Bewegungen oder Gesten sowie inkorporierte Verhaltensschemata (Moebius 2009, S. 436).

Jergus, Schumann und Thompson (2012) beschäftigen sich mit der Frage, was Performativität von pädagogischer Praxis in Bezug auf Autorität heißen kann. Sie verstehen Autorität als eine Folge von Prozessen der Autorisierung, die eine autoritätsinhabende und eine autoritätsabhängige Seite hervorbringen. Dabei wird eine Ordnung durch den Sprechakt hervorgebracht; Autorität besteht also nicht per se durch eine strukturelle Basis, sondern diese wird in der sozialen Praxis generiert. Hierüber wird für die Beschäftigung mit pädagogischer Autorität ein Horizont für empirische Arbeiten eröffnet. Ein Fokus für die empirische Analyse ist dabei die Frage nach der Relationierung im pädagogischen Verhältnis von Pädagog*innen und Jugendlichen und wie dabei in Sprechakten Bemühungen um die Etablierung von Autorität sichtbar werden (vgl. Jergus et al. 2012, S. 207 ff.).

In dieser Konzeption von Subjektivierung zeigt sich also die existenzielle Abhängigkeit von Ordnungen und kategorialen Einteilungen, mit denen Individuen adressiert und infolgedessen erst als Subjekte hervorgebracht werden. Die Ordnungen und kategorialen Einteilungen haben auch Bewertungen zur Folge, und es finden durch Vorstellungen von Normalität und Abweichung Auf- und Abwertungen statt, was auch durch den Kontext mitbestimmt wird (vgl. Butler 2001, S. 91 f.). Gesellschaftliche Differenzordnungen wie bspw. Rassismus, Heteronormativität oder Klassismus spielen in der Konstruktion von Vorstellungen, was normal oder abweichend ist, und in dem Prozess der Auf- und Abwertung eine bedeutsame Rolle (vgl. Mecheril/Plößer 2011). Gleichzeitig sind Subjekte aber abhängig davon, mit einem Namen angesprochen und anerkannt zu werden. So wird erklärbar, dass Identifizierungen mit negativen Attributen und benachteiligten gesellschaftlichen Positionen erfolgen, die durch Verletzung hervorgerufen werden: »Verleihen also bestimmte Arten der Anrufung Identität, dann konstituieren die verletzenden Anrufungen durch Verletzung Identität« (Butler 2001, S. 100). Ohne Unterwerfung unter die Anrufungen und damit verbundene Normen wäre es nicht möglich, als

Subjekt hervorzutreten und damit selbst handlungsfähig und mit Macht ausgestattet zu sein (vgl. ebd.).

Ohne eine Unterordnung unter Differenzordnungen und die damit verbundenen kategorialen Einteilungen besteht also auch keine Existenz, denn »im Rahmen der Subjektivation ist Unterordnung der Preis der Existenz« (ebd., S. 25). Eine Begründung dafür, warum diese Unterordnung funktioniert, entwickelt Butler mit Bezug zur psychischen Dimension von Macht. Sie führt mit Althuslers Lehre der Interpellation (vgl. ebd., S. 101) aus, wie das Gewissen als Form leidenschaftlichen Verhaftetseins mit den Gesetzen dazu beiträgt, dass Anrufungen ihre Macht entfalten können: »Das Gewissen ist grundlegend für die Hervorbringung und Reglementierung des Bürgersubjektes, denn das Gewissen wendet das Individuum um und macht es der subjektivierenden Maßregelung zugänglich« (ebd., S. 109). Dieses leidenschaftliche Verhaftetsein führt zu einer Komplizenschaft, die Subjekte in ihren Möglichkeiten für die Kritik der darin deutlich werdenden Normen einschränkt: »Man kann in der Kritik jener Begriffe, die einem die eigene Existenz sichern, nicht zu weit gehen« (ebd., S. 122). Nicht adressierbar zu sein oder sich unter die zugewiesenen Identitätspositionen nicht zu unterwerfen, würde also bedeuten, nicht zu existieren.

Diskursen kommt in Prozessen der Subjektivierung eine zentrale Rolle zu, da sie produktiv sind und nicht nur Beschreibungen von Bedeutungen darstellen: »Ein Diskurs stellt nicht einfach vorhandene Praktiken und Beziehungen dar, sondern er tritt in ihre Ausdrucksformen ein und ist in diesem Sinne produktiv« (Butler 1993a, S. 129). Diskurse konstruieren also Wirklichkeit und sind dabei verbunden mit bestehenden Machtordnungen. In *Haß spricht. Zur Politik des Performativen* (Butler 2006)⁸ setzt sich Butler mit den verletzenden Konsequenzen von Sprache auseinander und fragt danach, wie es dazu kommt, dass manche Formen der Anrede und des Sprechens verletzend sein können. Hier spielt die Bezugnahme auf die Sprechakttheorie von Austin eine zentrale Rolle (vgl. ebd., S. 11). Kern der Sprechakttheorie ist, »daß die Sprache handelt« (ebd., S. 9). Hierzu müssen Äußerungen rituellen oder zeremoniellen Charakter haben, wiederholbar sein, damit über den einen Augenblick hinausweisen und »kondensierte Geschichtlichkeit« (ebd., S. 12) beinhalten. So ergibt sich Iterabilität, also die Zitathäufigkeit von Äußerungen, die an Konventionen und frühere Praktiken des Sprechens anknüpft. In Bezug auf rassistische Äußerungen bemerkt sie: »Der Sprecher, der eine rassistische Diskriminierung äußert, zitiert diese Diskriminierung stets und reiht sich damit in eine historische Sprechergemeinschaft ein« (ebd., S. 84). Die Gewalt der Verletzung liegt auch in der Verschleierung und Verdeckung der Konventionen, auf die sie sich beruft (vgl. ebd.). Diese kondensierte Geschichtlichkeit wird auch in Institutionen

8 Der deutschen Übersetzung zugrunde gelegte Originalausgabe: Butler, Judith (1997). *Excitable Speech. A Politics of the Performative*. New York: Routledge.

sichtbar, in denen gesellschaftliche Normen und Praktiken von Professionellen auf der Basis sozialer Konventionen daran anknüpfen.

Die Sprecher*innenposition ist entscheidend für die performative Hervorbringung. Dies zeigt sich bspw. bei Urteilsverkündigungen von Richter*innen, die mit ihren Worten gewaltvolle Handlungen vollziehen und einen Häftling so in der Freiheit einschränken oder auch töten (lassen) können (ebd., S. 78 f.). Andere Menschen können diese Handlungen nicht vollziehen, da sie nicht mit der Legitimation von Richter*innen ausgestattet sind. Diese Frage nach der Sprecher*innenposition ist auch auf die Verfahren in den Hilfen zur Erziehung zu übertragen, in denen auf der Basis von Gesetzen und Verordnungen über Fälle entschieden wird. Auf dieser Grundlage werden bspw. Entscheidungen gefällt über die Gewährung von Hilfen, die Verlängerung oder auch das Ende von Hilfen. Hier werden auf der Basis von Konventionen und mit sozialer Legitimation aus Menschen Hilfeempfänger*innen gemacht auf der Grundlage von Diagnosen und Abklärungen. Pädagogisches Sprechen ist in unterschiedliche Machtverhältnisse eingebunden (vgl. Heinemann/Khakpour 2019), die bei der Gewährung und Beendigung von Hilfe aufgerufen werden und diskursive Macht entfalten.

2.3.2 Identitätskategorien, Macht und Normalität

Die grundlegende Figur des Subjektverständnisses von Butler – zwischen Unterwerfung unter und Ausübung von Macht – vertiefe ich zunächst anhand ihrer Überlegungen zur Geschlechtertheorie, an der ihre Subjektanalyse und ihre Kritik an scheinbar natürlichen Voraussetzungen für Subjekte sichtbar werden. Zentrale Basis ihres Denkens ist die Bedeutung von normativen Ordnungen und Diskursen für die Hervorbringung von Subjekten. Die Veröffentlichung *Gender Trouble: Feminism and the Subversion of Identity* ist 1990 erschienen und wurde ein Jahr später in der deutschsprachigen Übersetzung *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991) veröffentlicht. Im *Unbehagen der Geschlechter* nimmt Butler eine Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht vor und hinterfragt die der bipolaren Geschlechterordnung zugrunde gelegte Natürlichkeit als Ausgangslage für Geschlechtertheorien: »Die kulturelle Matrix, durch die die geschlechtlich bestimmte Identität (*gender identity*) intelligibel wird, schließt die ›Existenz‹ bestimmter ›Identitäten‹ aus, nämlich genau jene, in denen sich Geschlechtsidentität (*gender*) nicht vom anatomischen Geschlecht (*sex*) herleitet und in denen die Praktiken des Begehrrens weder aus dem Geschlecht noch aus der Geschlechtsidentität ›folgen‹« (Butler 1991, S. 38 f., Herv. i. O.). Butler kritisiert die gängige Unterscheidung von ›sex‹ und ›gender‹ und führt die Kategorie des sexuellen Begehrrens (*desire*) ein. Verknüpft mit der Geschlechterordnung betrachtet sie die Ebene heterosexuellen Begehrrens als normative Ordnung einer ›heterosexuellen Matrix‹, die heterosexuelles Begehrren nahelegt und andere Begehrrensformen als verwerflich konstruiert (Butler 1997, S. 35).

Deutlich wird in ihrer Argumentation, dass die gängige bipolare Geschlechterordnung und die soziale Dimension von Geschlecht nicht auf der Basis ›natürlicher‹, also vordiskursiver Differenzen erklärbar sind. Daran setzt die Kritik von Butler an, und sie versteht sowohl *Sex* als auch *Gender* als performativ hervorgebracht und damit als Effekt von diskursiven Praktiken (vgl. Butler 1991, S. 49). Performativität ist nicht zu verstehen als die absichtsvolle Handlung einzelner, »sondern als die [sich] ständig wiederholende und zitierende Praxis, durch die der Diskurs die Wirkungen erzeugt, die er benennt« (Butler 1997, S. 22). In Bezug auf Geschlecht stellt sie an den Beginn einer Reihe von performativen Akten der Hervorbringung der Kategorie ›weiblich‹ den Ausruf eines Arztes »Es ist ein Mädchen!« (Butler 2006, S. 80), mit dem dann auch der Körper durch die Zuweisung der Geschlechtsidentität ins Leben gerufen wird (vgl. Butler 1997, S. 29). Dabei folgen noch zahlreiche Wiederholungen performativer Äußerungen, bis sich Geschlechtsidentität sedimentiert hat. Gesellschaftliche (Macht-)Ordnungen – in diesem Beispiel Geschlechterordnungen – entfalten also eine performative Wirkung, indem sie hervorbringen, was sie benennen, und so Subjekte (und damit verbunden auch Körper) bilden.

In Bezug auf bipolare Geschlechterordnungen und damit verbundene Normen entstehen auch geschlechtliche Positionierungen, die Ausschluss erfahren, da diese nicht in das kulturelle Schema passen. Diese werden dann vor dem Hintergrund intelligibler, also gesellschaftlich anerkennbarer Geschlechter als »Entwicklungsstörungen oder logische Unmöglichkeiten« (Butler 1991, S. 39) markiert. Dieser Aspekt spielt in der vorliegenden Arbeit im Kontext von stationärer Erziehungshilfe eine zentrale Rolle. Häufig werden im Kontext von Diagnosen und Abklärungen die Jugendlichen und/oder ihre Familien vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Normalitätsordnungen als abweichend markiert, woraus die Notwendigkeit der Hilfe abgeleitet bzw. auch begründet wird.

Subjektivierung umfasst, wie sich in Bezug auf Gender auch schon gezeigt hat, ebenfalls die materielle Ebene des Körpers. Butler reformuliert die Materialität von Körpern, indem sie diese mit den »regulierenden Normen, die ihre Materialisierung beherrschen« (Butler 1997, S. 22), verbindet. Damit kritisiert sie auch Naturalisierungen, die mit der Bezugnahme auf das ›biologische‹ oder ›natürliche‹ Geschlecht diskursiv hergestellt werden. Als Konsequenz daraus ist die Basis von sozialem Geschlecht nicht mehr in einem vordiskursiven natürlichen Geschlecht zu denken. Diese Naturalisierung von Differenzen, die hier in Bezug auf Geschlecht sichtbar wird, kann auch auf andere Differenzkategorien übertragen werden wie bspw. in Bezug auf rassialisierende/rassifizierende Konstruktionen bzw. Zuordnungen (vgl. Hall 2000). Mit einer Perspektive auf Subjektivierung wird es möglich, diese Naturalisierungen zu dekonstruieren und damit zu hinterfragen. Die Praxis der Dekonstruktion von Prozessen, die Kontingenz vereinheitlichen und durch

Naturalisierungen herstellen, ist im Kontext poststrukturalistischer Sozialwissenschaften zentraler Bestandteil (vgl. Moebius 2009, S. 430).

Weiterhin sind Identitätskategorien, wie deutlich wurde, nicht nur deskriptiv, sondern immer auch normativ und mit dem Ausschluss von anderen Kategorien verbunden (vgl. Butler 1993b, S. 49). Die Subjektkonstitution durch Diskurse geht einerseits mit Ausschluss und andererseits mit Totalisierung einher. So bringen diskursive Ordnungen einen Horizont von Normalität hervor, der die Anerkennbarkeit von Personen strukturiert und ein Außen konstruiert. Subjektbildung hängt nicht nur davon ab, mit welchen Namen jemand benannt wird, sondern auch mit welchen niemals und welche Optionen damit verworfen werden (vgl. Butler 2006, S. 70). In Bezug auf Gender beschreibt Butler den Normalitätshorizont als »heterosexuelle Matrix« mit ausschließendem Charakter, »durch die der heterosexuelle Imperativ bestimmte sexuierte Identifizierungen ermöglicht und andere Identifizierungen verwirft und/oder leugnet« (Butler 1997, S. 23). Normalität in Bezug auf Gender bedeutet so auch den Zwang zur Heterosexualität und die Markierung von anderen Begehrungsformen als abweichend. So bildet sich das Subjekt also vor dem Hintergrund eines Außen und wird »durch die Kraft des Ausschlusses und des Verwerflichmachens konstituiert« (ebd.). Differenzkonstruktionen und Identitätspositionierungen werden immer durch Verwerfungen produziert, wobei unterschiedliche Positionierungen unterschiedlich mit Macht ausgestattet sind. Über Normalitätshorizonte werden legitime und illegitime Zonen von Subjektpositionierungen und damit verbunden auch hegemoniale Positionen wie Weißsein oder auch Heterosexualität hervorgebracht. Die dominante hegemoniale Position vermag dabei mittels Strategien die Position von Anderen verwerflich zu machen oder gar auszulöschen (vgl. ebd., S. 160 f.). Verbunden damit sind Gewissheiten des Eigenen, die sich vom Verwerflichen des Anderen, des Verworfenen her konstituieren. Auch unterlegene Positionierungen gehen damit einher, andere Positionierungen auszuschließen. Allerdings sind diese nicht mit derselben Macht versehen, das Hegemoniale wie bspw. das Heterosexuelle verwerflich erscheinen zu lassen. Kennzeichen von Hegemonie ist dabei also auch die Macht, das Außen zu definieren, das konstituierend für das Eigene ist: »Dieses Ausgrenzen wird eine beträchtliche normative Kraft und sogar etwas Gewaltsames haben, denn es vermag nur zu konstruieren, indem es auslöscht« (ebd., S. 34 f.). In der Folge entstehen hierarchische Machtverhältnisse. Durch die Binarität stellen sich die Oppositionspaare wechselseitig her und bedingen sich so gegenseitig. Das Außen konstituiert die Echtheit und Reinheit der eigenen diskursiven Ordnung (Moebius 2009, S. 427-428).

In Bezug auf gesellschaftliche Kategorien können Anrufungen je nach Kontext auf unterschiedliche, auch widersprüchliche Arten gedeutet werden: »Der Anruf als ›Frau‹ oder ›Jude‹ oder ›Schwuler‹ oder ›Schwarzer‹ oder ›Chicana‹ lässt sich je nach Kontext als Bekräftigung oder als Beleidigung hören oder auffassen (wobei der Kontext die tatsächliche Geschichtlichkeit oder Räumlichkeit des Zeichens ist)«

(Butler 2001, S. 92). Je nach Interpretation und Kontext der Anrufungen können auch Versuche der Hervorbringung von Subjekten scheitern. Hier bringt Butler mit Bezugnahme auf die Psychoanalyse das Unbewusste ins Spiel, das sich dem Zugriff der diskursiven Macht entziehen kann, sich dadurch nicht totalisieren lässt und so Anrufungen mit Nichtanerkennung beantwortet.

Durch die Hervorhebung einer gesellschaftlichen Kategorie sind mit Anrufungen auch die Totalisierung dieser Kategorie und damit die Verdeckung anderer möglicher Kategorisierungen verbunden. Als Konsequenz haben Anrufungen dieser Kategorien ausschließenden Charakter, da andere Positionierungen damit überdeckt werden (vgl. ebd.). Hier zeigen sich Anknüpfungsmöglichkeiten zum Diskurs der Intersektionalität (Crenshaw 1991) und der Frage, wie Subjekte im Schnittfeld verschiedener sozialer Differenzen und damit verbunden ungleicher Machtverhältnisse erfasst und beschrieben werden können (Butler 1990). Eine Vertiefung des Konzeptes erfolgt im nächsten Kapitelteil (vgl. Kap. 2.4).

Kontrovers wird diskutiert, was Handlungsfähigkeit von Subjekten angesichts des poststrukturalistischen Subjektverständnisses von Butler heißen kann, nach welchem Subjekte erst durch machtvolle Anrufungen performativ hervorgebracht werden (Benhabib et al. 1993). So sieht Benhabib darin den ‚Tod des Subjekts‘ und sie schreibt: »Diese starke Version der These vom ‚Tod des Subjekts‘ ist mit den Zielsetzungen des Feminismus nicht vereinbar« (Benhabib 1993, S. 14). Sie interpretiert Butlers Überlegungen zur Subjektivierung dahingehend, dass es dadurch unmöglich wird, eine verändernde und kritische Position gegenüber den Verhältnissen einzunehmen, durch die wir als Subjekte ja erst entstehen (vgl. ebd., S. 15). Sie sieht dadurch Subjekte reduziert auf »die Gesamtsumme der geschlechtlich bestimmten Äußerungen« (ebd.) und jede Form von Handlungsfähigkeit als ein »Tun ohne Täter« (ebd.). Damit verbunden sieht Benhabib den Verlust von Möglichkeiten feministischen Widerstands gegen die Verhältnisse, da sowohl die Kategorie ‚Frau‘ als auch das Verständnis von autonomen Subjekten sowie die körperliche Dimension infrage stehen. Diese Kritik wurde auch im deutschsprachigen feministischen Diskurs (bspw. Duden 1993; Klinger 1998) geteilt und hält bis heute an. Damit verbunden stellt sich die Frage, ob bzw. welche Möglichkeiten für Handlungsfähigkeit sich bei Butler finden lassen.

2.3.3 Subjektfigur zwischen Unterwerfung und Handlungsfähigkeit

Wie deutlich wurde, entstehen Subjekte durch die Unterwerfung unter gesellschaftliche Normen; gleichzeitig erhalten sie durch diese Unterordnung unter die Kategorisierungen Handlungsfähigkeit. Insbesondere dadurch, dass die Konstitution von Subjekten auf Wiederholung angewiesen ist, ergeben sich Spielräume für »Handlungsfähigkeit als Umdeutung (resignification)« (Butler 1993a, S. 125, Herv. i. O.). In der Wiederholung liegen Spielräume für »Umdeutung, Wiederent-

faltung und subversive Zitate von innen« (ebd.). Dennoch bleibt die Opposition zur Macht durch Handlungsfähigkeit immer Bestandteil der Macht (vgl. ebd., S. 127). Damit wird dem Handeln also nicht ein autonomes Subjekt als ‚Täter‘ in zugrunde gelegt. An diesem Punkt setzt die Kritik von Benhabib an, die sich fragt, woher Widerstand dann noch kommen kann. Butler verbindet widerständiges Handeln konsequent mit den gesellschaftlichen Machtverhältnissen, in die das handelnde Subjekt eingebettet ist, und lokalisiert das Handeln damit nicht außerhalb der Macht. Damit kritisiert sie ein emanzipatorisches Modell von Handlungsfähigkeit, das sich auf die Freiheit und den Willen von Subjekten beruft im Sinne universeller Konstanten, die im Subjekt selbst angelegt sind (vgl. ebd.).

Handlungsfähigkeit stellt damit also – entgegen der oftmals geäußerten Kritik an ihrem poststrukturalistischen Subjektverständnis – eine bedeutsame Dimension in den Arbeiten von Butler dar, aber sie wird nicht als jenseits und außerhalb von Macht verstanden: »Das Subjekt läßt sich durchaus so denken, daß es seine Handlungsfähigkeit von eben der Macht bezieht, gegen die es sich stellt« (Butler 2001, S. 22). Aus dieser Verbindung von Macht und Subjekt, in der das Subjekt einerseits als Effekt von Macht und andererseits »als *Möglichkeitsbedingung* für eine radikal bedingte Form der Handlungsfähigkeit entsteht« (ebd., S. 19, Herv. i. O.), leitet sie die Anforderung an eine Subjekttheorie ab, diese Ambivalenz mitzubürgern und nicht einseitig aufzulösen – bspw. durch eine Überbetonung der Machtstrukturen auf der einen Seite oder eines souveränen Subjektes auf der anderen Seite: »Es läßt sich kein begrifflicher Übergang vollziehen zwischen der Macht, die dem Subjekt, auf es ›einwirkend‹, äußerlich ist, und der Macht, die für das Subjekt, von ihm handelnd ›bewirkt‹, konstitutiv ist« (ebd.). Die im Zusammenhang mit dem Symbolischen Interaktionismus entfaltete Perspektive auf das Handeln von Subjekten auf der Grundlage von Bedeutungen (vgl. Kap. 2.1.1) wird hier erweitert durch eine deutlich stärkere Fokussierung auf machtvolle Diskurse und Ordnungen, die Handlungsfähigkeit von Subjekten erst ermöglichen. Im Symbolischen Interaktionismus liegt ein Augenmerk auf den sozialen Bedingungen, in denen Handlungsfähigkeit entsteht; Butler verweist hierbei noch ergänzend auf die Dimension der Macht, in der Handlungsfähigkeit erst entsteht. Aus dieser Erkenntnis abgeleitet entsteht die Notwendigkeit, Vorstellungen des Subjektes zu dekonstruieren und zu hinterfragen. Am Beispiel des Subjektverständnisses des Feminismus hieße das, »ihm [den Begriff, Anmerk. A. R.] von den maternalen oder rassischen Ontologien [zu] befreien und ihm freies Spiel [zu] geben als einem Schauplatz, an dem bislang unvorhergesehene Bedeutungen zum Tragen kommen können« (Butler 1993a, S. 50). Dies heißt also auch, sich mit den scheinbaren Selbstverständlichkeiten, die mit kategorialen Einteilungen verbunden sind, zu beschäftigen, diese zu hinterfragen und für Umdeutungen zu befreien. Die hier für die Hervorbringung von Gender dargestellten Mechanismen können ebenfalls auf andere Differenzkonstruktionen übertragen werden, mit denen Personen adressiert

werden. Diese Personen können dann in der Folge als bspw. psychisch krank oder gesund, Migrant*in oder Mehrheitsangehörige*r hervorgebracht werden können. Auch in Bezug auf diese Differenzziehungen finden Naturalisierungen statt, bei denen die Ursache für die damit verbundenen Abweichungen von einer hegemonialen Normalitätsordnung in die Körper verlagert und deren diskursive Hervorbringung verschleiert wird.

Methodologisch für diese Arbeit folgt daraus, eine dekonstruierende Perspektive einzunehmen und vor diesem Hintergrund auch die eigenen Vorannahmen und den Umgang mit Begriffen oder die Konstruktion von Differenzen, Kategorisierungen, Zuordnungen und Zugehörigkeiten wie bspw. »die« Gruppe der Care Leaver kritisch zu hinterfragen. Eine grundlegende Prämisse ist es dabei, Differenzordnungen in ihrer scheinbaren Natürlichkeit zu dekonstruieren und diese in Verbindung mit machtvollen Diskursen sowie damit verbundenen ungleichen Macht- und Handlungsmöglichkeiten zu setzen. Weiterhin liegt der Fokus der Analyse auf Handlungsfähigkeit und damit verbunden auch auf Umdeutungen und Diskursverschiebungen. Hier geht es auch darum, danach zu fragen, unter welchen Bedingungen Handlungsfähigkeit entsteht und wie diese eingeschränkt wird.

2.3.4 Dimension des Sozialen

Abschließend soll noch auf die Bedeutung des Beziehungsgeschehens und des Sozialen eingegangen werden, die bei Butler durch die Relevanz performativer Praktiken und auch für die Analyse biographischer Erzählungen wichtig ist. Diese Bezogenheit auf Andere und das Soziale wird in ihren Reflexionen über die Bedingungen des Erzählers sichtbar (vgl. Butler 2007, S. 92 f.). Das erzählende »Ich« ist dabei paradoxerweise abhängig von seinem vorgängigen Subjektivierungsprozess, der ihm erst ermöglicht, ein erzählendes Subjekt zu sein. Das Subjekt existiert damit nicht, bevor es im Sozialen, im Beziehungsgeschehen mit Anderen, zum Subjekt gemacht wird. Gleichzeitig sind Andere die Adressat*innen der Erzählung über sich selbst. So sind also diskursive Praktiken, in denen Subjekte hervorgebracht werden oder mit denen Subjekte sich selbst in Szene setzen, jeweils mit Macht verbunden. Diskurse und gesellschaftliche Ordnungen sind demzufolge verflochten mit der sozialen Dimension:

»Und doch handelt man schon, wenn man die Geschichte seiner selbst erzählt, denn Erzählen ist eine Art des Handelns, und diese Handlung wird mit einem allgemeinen oder spezifischen Adressaten vollzogen, der bereits in ihr impliziert ist. Die Handlung ist also ebenso an einen Anderen gerichtet, wie sie einen Anderen erfordert oder ihn voraussetzt. [...] Wenn ich also am Anfang – und an dieser Stelle müssen wir lachen, denn wir können diesen Anfang in gar keiner Weise autoritativ erzählen, ja, bei einer solchen Erzählung büßen wir gerade jede narrative Auto-

rität ein, die wir ansonsten vielleicht genießen –, wenn ich also am *Anfang nur in der Adressierung an dich bin*, dann ist das ›Ich‹, das ich bin, ohne dieses ›Du‹ gar nichts, und es kann sich außerhalb des Bezugs zum Anderen, aus dem seine Fähigkeit zur Selbstbezüglichkeit überhaupt erst entsteht, nicht einmal ansatzweise auf sich selbst beziehen.« (Butler 2007, S. 92 f., Herv. i. O.)

In diesen Überlegungen von Butler werden die Abhängigkeit von Anderen und das Ausgeliefertsein deutlich und sie bezieht diese Abhängigkeit hier explizit auf den Vorgang des Erzählens und des Rechenschaft-über-sich-selbst-Ablegens. Hier lässt sich auch sehr gut eine Verbindungsline zu den Überlegungen von Georg Herbert Mead zu Identität herstellen, der im Kern Identität auch als die Fähigkeit versteht, sich selbst mit den Augen Anderer zu sehen und im Geiste eine Rollenübernahme vorzunehmen (vgl. Mead 1934). Der Unterschied zu Butlers Überlegungen besteht jedoch darin, dass sie die Adressierungen in Zusammenhang mit Diskursen und Machtordnungen und damit auch gesellschaftlichen Normen bringt. Normen sind dabei immer die Voraussetzung dafür, dass ich überhaupt existieren kann. Als Folge wird es schwierig, die eigene Geschichte zu erzählen, da es nicht möglich ist, »zwischen dem ›Ich‹, das aus der beschriebenen frühkindlichen Situation hervorgegangen ist, und dem ›Du‹ – der Menge der ›Dus‹ –, das mein Begehr von Beginn an bewohnt und enteignet, zu unterscheiden« (Butler 2007, S. 102). Hier zeigt sich die Bedeutung des Beziehungsgeschehens mit Anderen in Butlers Verständnis von Subjektivierung. Diskurse und normative Ordnungen werden im Beziehungsgeschehen in einer Anrede vermittelt.

Dies heißt für die vorliegende Forschungsarbeit, dass für die Untersuchung von Normalitätskonstruktionen die Ebene des Sozialen in der Erzählung und darin deutlich werdende Ordnungen relevant sind. Ähnlich wie in der Biographietheorie (vgl. Kap. 2.1) hebt Butler hier die Bedeutung des Kontextes hervor für den Entwurf einer Erzählung. Bei ihr liegt der Fokus auf dem Beziehungsgeschehen, das Erzählen erst möglich macht. ›Andere‹ sind damit die Voraussetzung für Subjektivierung. Adressierungen, vermittelt qua Beziehungen, sind die Grundlage dafür, dass ein Subjekt und die Fähigkeit der Selbstbezüglichkeit hervorgebracht werden. Die Selbstbezüglichkeit (in Narrationen) ist nicht ohne Andere und deren Anerkennung möglich. Damit ist das Erzählen aus Subjektperspektive auch immer nur in Abhängigkeit von Anderen denkbar. Für eine Untersuchung von Subjektivierungsprozessen in der Biographieforschung ergeben sich dadurch auch erkenntnistheoretische Grenzen, denn das erzählende ›Ich‹ kann vor sich selbst keine Rechenschaft ablegen. In dieser Abhängigkeit von Anderen begründet sich auch die grundsätzliche Vulnerabilität von Subjekten (vgl. Pistrol 2016, S. 238 ff.).

Zudem wird auch deutlich, dass die Adressierungen des Forschungsprojektes die Interviewten bspw. als Jugendliche mit Heimererfahrungen anrufen und damit ein Diskursrahmen eröffnet wird, der sie potenziell darunter unterwirft. Gleich-

zeitig werden die Interviewten damit aber auch als Subjekte der Macht angerufen und können sich potenziell widerständig dazu zeigen. Die Analyse untersucht daher zum einen wie diskursive Ordnungen Subjekten nahelegen, auf eine bestimmte Art zu >sein<. Zum anderen geht es darum, wie Subjekte jene Zuschreibungen umdeuten oder sich >falsch aneignen<. So liegt ein Fokus der vorliegenden Arbeit auf der Handlungsfähigkeit der interviewten jungen Erwachsenen.

2.4 Intersektionalität als Analyseperspektive

Die vorliegende Arbeit versteht Intersektionalität als Analyseperspektive. Wie bereits deutlich wurde, ist die Frage nach der Bedeutung von Normalitätskonstruktionen in den Biographien von Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Übergang aus der stationären Jugendhilfe in das Erwachsenenalter in der vorliegenden Arbeit gerahmt durch gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse. Die hier eingenommene Analyseperspektive interessiert sich für Ein- und Ausgrenzungsprozesse entlang von verschiedenen Differenz- und Machtverhältnissen und fragt danach, wie diese reproduziert werden und welche Folgen dies für die Beteiligten und die hegemoniale Ordnung hat – aber auch, wo sich widerständige und verändernde Praxen zeigen.

Das Interesse liegt damit auf den Ungleichheitsverhältnissen in ihren Folgen für Subjekte, also auf den subjektivierenden Effekten von Ungleichheitsverhältnissen. Junge Erwachsene in der stationären Jugendhilfe sind unterschiedlich gesellschaftlich positioniert. Ihre Biographie ist eingebettet in ableistische, heteronormative, sexistische, rassistische und klassistische gesellschaftliche Verhältnisse. Damit verbunden ist die These, dass das Aufwachsen der Jugendlichen in vielfältiger und komplexer Art und Weise durch verschiedene Mechanismen der Ein- und Ausgrenzung strukturiert ist und ihre jeweilige Positionierung hier entlang normativer Horizonte verortet ist. So führt auch die Tatsache, dass sie außerhalb der Herkunftsfamilie als Ort des >normalen Aufwachsens< leben, zu Grenzziehungen und kann als eine Abweichung von hegemonialen Vorstellungen von Normalität verstanden werden (vgl. Mangold/Rein 2017).

Mit dem Ansatz der Intersektionalität als Analyseperspektive wird davon ausgegangen, dass sich Subjektivierungsprozesse entlang dieser unterschiedlichen Differenzkonstruktionen überlagern und diese in der Analyse der Biographien auch nur in ihren Verschränkungen, Überkreuzungen und Verwobenheiten analysiert werden können. Was genau unter Intersektionalität verstanden werden kann und welche Konsequenzen sich daraus für die vorliegende Arbeit ergeben, wird im Folgenden dargestellt. Dabei werden teilweise auch Entwicklungsprozesse und damit verbundene Diskurse geschildert mit dem Ziel, das in der vorliegen-

den Arbeit vertretene Verständnis von Intersektionalität als Analyseperspektive darzulegen und einzuordnen.

Der Ansatz der Intersektionalität ist im Kontext von Emanzipations- und Widerstandsbewegungen entstanden und hat seine Ursprünge in den Kontroversen der feministischen Debatten in den 1970er- und 1980er-Jahren. Hier wurde von Schwarzen Frauen eine Kritik am Ethnozentrismus des Feminismus formuliert, der insbesondere Fragen von Rassismus und Klassenverhältnissen systematisch ignorierte. Das 1974 in Boston von Schwarzen, lesbischen, sozialistischen Feministinnen gegründete Combahee River Collective formulierte 1981 zentrale Gedanken für die Idee der Intersektionalität:

»The most general statement of our politics at the present time would be that we are actively committed to struggling against racial, sexual, heterosexual, and class oppression, and see as our particular task the development of integrated analysis and practice based upon the fact that the major systems of oppression are interlocking. The synthesis of these oppressions creates the conditions of our lives. As Black women we see Black feminism as the logical political movement to combat the manifold and simultaneous oppressions that all women of color face.« (Combahee River Collective 1981, S. 210)

Sie erklärten hier den Widerstand und Kampf gegen rassistische, sexistische, heteronormative und klassenbezogene Unterdrückungen in feministischen Bewegungen, die sie als zusammenhängende Unterdrückungsformen konzeptualisieren und damit also auf deren Überschneidungen aufmerksam machen. Gleichzeitig herrschte eine Ignoranz gegenüber Geschlechterfragen in kapitalismus- und rassismuskritischen Bewegungen vor (vgl. Davis 2008, S. 68). Erstmals als Begriff eingeführt wurde ›Intersectionality‹ 1989 dann von Crenshaw (1989). Sie prägte den Begriff und verband damit das Bild einer Straßenkreuzung, auf der unterschiedliche Differenzkategorien und entsprechende Diskriminierungsformen aufeinandertreffen. Die dahinterliegenden Ideen wurden aber auch schon zuvor lange und immer wieder an unterschiedlichen Orten von Schwarzen Frauen als Kritik am Feminismus formuliert, der von einer Weißen, heterosexuellen Perspektive dominiert war (vgl. Davis 2008, S. 71 f.).

Von da ausgehend fand der Begriff der Intersektionalität in den 1990er-Jahren auch Eingang in die deutschsprachigen erziehungswissenschaftlichen Debatten und wird aktuell in vielen Diskursen rund um Differenzen auch in der Sozialen Arbeit in Theorie und Forschung häufig verwendet (Leiprecht/Lutz 2009; Riegel 2010; Riegel/Scharathow 2012; Heite/Vorrink 2013; Bronner/Paulus 2017; Frühauf 2017). Vor der wissenschaftlichen Aneignung spielte Intersektionalität aber auch in sozialen Bewegungen im deutschsprachigen Raum eine zentrale Rolle und es etablierten sich Initiativen rund um Themen wie bspw. Antirassismus, Gesundheit, Care oder Armut (vgl. Walgenbach 2014, S. 58). Angesichts der Diskursverschie-

bungen von den sozialen und politischen Bewegungen in die Wissenschaft und der dort aktuell vorherrschenden Konjunktur von Intersektionalität wird insbesondere der wissenschaftlichen Bearbeitung und dem damit verbundenen konzeptionellen Transformationsprozess vorgeworfen, die theoretischen Impulse von »schwarzen deutschen und diasporischen Feministinnen« (Gutiérrez Rodríguez 2011, S. 79) systematisch auszublenden sowie den gesellschaftskritischen Impetus zu vernachlässigen. Der Diskurs sei in der Folge einer universitären Markt- und Verwertungslogik unterworfen, ohne dass dabei die eigene Praxis und Involviertheit in Dominanzverhältnisse kritisch hinterfragt werden würden (vgl. ebd., S. 79 ff.).

An dieser Stelle wird deutlich, wie standortgebunden die Wissensproduktion im Kontext von Wissenschaft ist und wie dort auch Machtverhältnisse reproduziert und Ideen vereinnahmt werden können. Gleichzeitig entsteht die Frage, welche Form der Kritik an Verhältnissen durch diese Verstrickung von Wissenschaftler*innen sowie der Institution der Hochschule in Machtverhältnisse überhaupt möglich ist. Diese Frage wird nochmals im methodischen Teil der Arbeit aufgegriffen und ist Bestandteil der Reflexion des Forschungsvorhabens.

Bei Intersektionalitätsansätzen geht es u. a. um die Frage, wie Subjekte sich im Schnittfeld von verschiedenen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen konstituieren. Durch das Aufgreifen der zentralen Frage nach den Ungleichheiten bietet Intersektionalität in viele Richtungen Anschlussfähigkeit, was auch als Grund für den Erfolg des Konzeptes zu verstehen ist und gleichzeitig zu vielen unterschiedlichen Verständnissen führt, was mit Intersektionalität gemeint sein kann. Davis (2008) setzt sich in einem Artikel mit diesen differierenden Verständnissen von Intersektionalität als Theorie, Konzept, Heuristik bis hin zu Intersektionalität als Auswertungskonzept in feministischer Forschung auseinander. Auch stellt sie dabei die Frage, wie Intersektionalität trotz dieser Vagheit oder vielleicht auch genau deswegen zum erfolgreichen ›Buzzword‹ werden konnte. Sie führt den Erfolg darauf zurück, dass Intersektionalität einerseits eine zentrale Frage des Feminismus aufgreift, nämlich die nach Ungleichheiten innerhalb der Gruppe von Frauen, diese aber andererseits auf eine bis dahin noch unbekannte Art und Weise zusammenführt und bearbeitet (vgl. Davis 2008, S. 70).⁹

Intersektionalität wird im deutschsprachigen Raum häufig auch als analytische Perspektive verstanden, worauf z. B. die Bezeichnungen hindeuten: »Intersektionale Mehrebenenanalyse« (Winker/Degele 2009), »Intersektionalität als Analyseperspektive« (Riegel 2010, 2013) oder auch »Intersektionalität als Analyseparadigma« (Walgenbach 2011). In Bezug auf die wissenschaftliche Verortung von Intersektionalität fällt deren Interdisziplinarität auf, was begünstigt, dass hier Querbezüge

9 Auch Helma Lutz setzt sich mit der Frage auseinander, warum Intersektionalität so erfolgreich ist (vgl. Lutz 2014).

entstehen (vgl. Lutz et al. 2010, S. 19). So wurde der Ansatz in den wissenschaftlichen Debatten von den kritischen Perspektiven des Poststrukturalismus, der Postkolonialen Theorie, der Diaspora-Studien und der Queer Theory inspiriert, die als verbindendes Interesse hatten, Alternativen zu homogenisierenden und statischen Verständnissen von Identitäten zu entwerfen (vgl. Davis 2008, S. 71). Trotz oder vielleicht auch gerade wegen der großen Beliebtheit und der Konjunktur des Konzeptes der Intersektionalität in interdisziplinären Kontexten der Wissenschaft gibt es bezüglich des Begriffs eine große Unschärfe sowie inhaltliche Deutungskämpfe um die konzeptionelle Ausgestaltung:

»Vielleicht ist es gerade die Bivalenz des Terminus ›intersectionality‹, die Verknüpfung und Anschaulichkeit (das Bild der Kreuzung) mit dem Abstraktionsgrad eines ›Plastikwortes‹ (Pörksen), welche die schnellen Reisen dieses Konzepts in den unterschiedlichen Politik- und Wissenschaftskontexten ermöglicht hat.« (Knapp 2008, S. 138)

Mit der Darstellung und Diskussion der Aspekte der Unschärfe wird das Ziel verfolgt, Präzisierungen für die vorliegende Arbeit vorzunehmen. Knapp bringt die Unschärfe damit in Verbindung, dass der Begriff Intersektionalität in verschiedene Richtungen offen ist: einmal hinsichtlich des Verständnisses der ›Intersection‹ bspw. als Interferenz oder auch Zusammenstoß in Bezug auf die Frage dessen, was sich überschneidet (bspw. Kategorien oder Identitäten); schließlich hinsichtlich der Frage, welche Kategorien berücksichtigt werden und auf welche Ebenen (bspw. Mikro-, Makro- oder Mesoebene) die Aufmerksamkeit in der Analyse gerichtet wird (vgl. ebd., S. 138 f.).

In Bezug auf die Ebenen kann angemerkt werden, dass ein Verständnis schwierig ist, das sich ausschließlich für die intersektionalen Überschneidungen von Positionierungen oder Gruppenzugehörigkeiten interessiert, ohne die Machtverhältnisse zu berücksichtigen, die diese Ordnungen hervorbringen und mit Hierarchien verbinden. Dies kann mit folgender Befürchtung auf den Punkt gebracht werden: »Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen« (Soiland 2008, o. S.). Soiland kritisiert in diesem Zusammenhang auch die Dekonstruktion von Gender. Die Gender Studies würden sich mit Bezug auf Judith Butler auf die Kritik von geschlechtlichen Identitäten zurückziehen und die Konstruktion von Geschlecht ins Zentrum ihrer Analysen stellen. Als Folge der starken Fokussierung auf die Dekonstruktion von Geschlecht sieht sie es als unmöglich an, Kritik an den asymmetrischen Geschlechterverhältnissen zu üben sowie an einer Ordnung, die sie mit gravierenden kategorialen Differenzen in Verbindung stellt (vgl. ebd.).

Aus den bisherigen Überlegungen wird für die vorliegende Untersuchung abgeleitet, dass Biographien und darin deutlich werdende Positionierungen als eingebunden in gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse konzeptionalisiert werden. Damit soll also einerseits auf die Ebene der Positionierungen der Jugendlichen und

jungen Erwachsenen fokussiert werden. Andererseits werden die damit verbundenen Differenzkonstruktionen aber immer kontextualisiert mit gesellschaftlichen asymmetrischen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen.

Weiterhin ist die Frage Gegenstand von Kontroversen, wie Differenzen aufeinandertreffen und mit welchen Folgen. Am Bild der Straßenkreuzung, das von Crenshaw geprägt wurde, ist bereits viel Kritik geäußert worden, da es ein Verständnis von isolierten Differenzen suggeriert, die nur in bestimmten Situationen – auf der Straßenkreuzung – aufeinandertreffen (vgl. Mesquita 2016, S. 96 f.). Dabei wird ein eher additives Verständnis nahegelegt, was ebenfalls kritisch zu bewerten ist, da es nicht der Dynamik und Verschränkung von verschiedenen Machtverhältnissen gerecht wird. Walgenbach schlägt aus diesem Grund sogar eine Abkehr vom Begriff der Intersektionalität zum Begriff der Interdependenz vor (Walgenbach 2007). Damit sieht sie die wechselseitige Abhängigkeit und das Zusammenwirken von unterschiedlichen Kategorien, die nicht isoliert voneinander bestehen und dann zusammenprallen, besser zum Ausdruck gebracht. In Bezug auf die in der Untersuchung befragten jungen Erwachsenen geht es also um die Frage, inwiefern und in welcher Art und Weise aus biographischer Perspektive unterschiedliche Differenzen und Machtverhältnisse zusammenspielen. Mit der Adressierung der Befragten als Jugendliche und junge Erwachsene, die in der stationären Jugendhilfe gelebt haben, werden diese als eine Gruppe konstruiert, sodass die Gefahr eines homogenisierenden Umgangs mit ihnen als »Care Leaver« besteht. Es ist daher wichtig zu reflektieren, dass Care Leaver in unterschiedlicher Art und Weise in Differenzverhältnisse eingebunden sind. Wie diese zusammenwirken, soll in der vorliegenden Arbeit untersucht werden; ebenso die Frage, ob Jugendhilfeerfahrungen auf einer empirischen Ebene aus biographischer Perspektive überhaupt eine relevante Differenz darstellen und wie sich diese mit anderen überlagern.¹⁰

Nach dem in der Arbeit eingenommenen Verständnis von Intersektionalität als Analyseperspektive¹¹ werden Differenzen als »Resultate sozialer Konstruktionen« (Lutz/Wenning 2001, S. 21) aufgefasst. Sie sind also Ergebnisse von Prozessen, in denen Unterschiede konstruiert und mit hierarchischen Bedeutungen versehen werden. Diese sozialen Konstruktionen lassen sich nach Lutz und Wenning nochmals in körperorientierte, sozialräumlich oder ökonomisch orientierte Differenz-

¹⁰ Vor diesem Hintergrund werden in der Arbeit die Jugendlichen und jungen Erwachsenen auch nicht durchgängig als Care Leaver bezeichnet, da hierüber bereits suggeriert wird, dass mit dieser Lebensphase eine Differenzerfahrung verbunden ist, die aus Subjektperspektive eine Identitätskategorie darstellt.

¹¹ Ob Intersektionalität auch als Theorie verstanden werden kann, ist umstritten. Davis plädiert, begründet durch die hohe Inspirationskraft von Intersektionalität in Forschung und Theorie, für ein Verständnis von Intersektionalität als eine Theorie – auch wenn manche Kriterien für eine Theorie wie Kohärenz oder Klarheit nicht vollumfänglich eingelöst werden (vgl. Davis 2008, S. 77 ff.).

linien einteilen, die jeweils unterschiedlich zusammenhängen und teils auch nicht eindeutig einem einzigen Bereich zuordenbar sind. Differenzen sind dabei verbunden mit gesellschaftlichen (Ungleichheits-)Ordnungen und führen dazu, dass Individuen in diesen Ordnungen positioniert werden und sich selbst verorten in einem Kontinuum von Norm und Abweichung (vgl. ebd.).

Ausgehend von Gender, Klasse und ›Race‹, die als zentrale Achsen gesellschaftlicher Ungleichheit gelten, gibt es Kontroversen darüber, welche sozialen Kategorien und Differenzen jeweils zu berücksichtigen sind. Dabei lassen sich zwei Richtungen grob unterscheiden: Erstens gibt es Ansätze, die gesellschaftstheoretisch argumentieren und analytisch auf den zentralen Achsen sozialer Ungleichheit im Sinne einer ungleichen Verteilung von Chancen und Ressourcen basieren und sich hier systematisch auf die Trias Klasse, Geschlecht und Ethnizität konzentrieren (vgl. bspw. Klinger 2003). Klinger argumentiert, dass Klasse, Geschlecht und Ethnizität in Bezug auf Arbeit als Zentrum kapitalistischer Gesellschaften gesellschaftliche und politische Ungleichheit hervorbringen. Somit sind Klasse, Geschlecht und Ethnizität für sie im Unterschied zu anderen Differenzen als Kategorien »nicht bloß Linien von Differenzen zwischen individuellen oder kollektiven Subjekten, sondern bilden *das* Grundmuster von gesellschaftlich-politischer Ungleichheit, weil Arbeit und zwar namentlich körperliche Arbeit ihren Existenzgrund und Angel punkt ausmacht« (Klinger 2003, S. 26, Herv. i. O.). Degele und Winker erweitern diese Ungleichheitskategorien in Bezug auf Arbeit in kapitalistischen Systemen noch zusätzlich um ›Körper‹ als weitere Dimension des Ausschlusses. Mit diesen Kategorien verbinden sie die Herrschaftsverhältnisse Klassismus, Sexismus/Heteronormativität, Rassismus sowie Bodyismus¹² (vgl. Winker/Degele 2009, S. 37 ff.). Diese vorgeschlagene Erweiterung um die Dimension Körper als Hauptachsen von Differenz in Bezug auf Arbeit und damit auch in Bezug auf gesellschaftliche Positionierungen ist für die vorliegende Arbeit bedeutsam und anschlussfähig, da in der stationären Jugendhilfe der Körper bspw. in Bezug auf zugeschriebene psychische Abweichungen, vergeschlechtlichte Körper oder Körper und Gesundheit als Bildungsthema relevant ist (vgl. Burghard 2018).

Zweitens gibt es neben dieser Fokussierung auf die gesellschaftlichen Hauptachsen von Differenzen insbesondere in der empirischen Forschung Ansätze, die argumentieren, dass es grundsätzlich eine empirische Offenheit brauche und die Liste der Differenzen immer unabgeschlossen zu konzeptualisieren sei (vgl. Butler 1990; Lutz/Wenning 2001; Leiprecht/Lutz 2005). In diesem Sinne wird dann empirisch aus einer macht- und dominanzkritischen Haltung die Bedeutung von ver-

¹² Mit ›Bodyismus‹ steht die Dimension des Körpers in kapitalistischen Verhältnissen im Zentrum, wohingegen mit ›Ableism‹ stärker auf die »Nicht-/Erfüllung von Normalitätsanforderungen im Hinblick auf bestimmte geistige und körperliche Fähigkeiten, die als ›typisch menschlich‹« (Köbsell 2015, S. 25) konstruiert werden, fokussiert wird.

schiedenen sozialen Differenzlinien für Subjektpositionierungen, soziale Praxen, Diskurse oder Identitätspolitiken herausgearbeitet (vgl. Knapp 2008, S. 144).

Verbindend bei den unterschiedlichen Ansätzen von Intersektionalität ist aber der Fokus auf und die Analyse von Dominanz- und Machtverhältnissen und deren sozialen Folgen. In beiden Perspektiven geht es um eine Dekonstruktion von homogenisierenden, bipolaren und naturalisierenden Verständnissen von Differenzen. So gilt es mit einer empirischen Offenheit danach zu fragen, welche Differenzen in den Biographien relevant sind, und gleichzeitig diese in den Kontext von gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen zu stellen.

Zusammengefasst kann Intersektionalität einem offenen Verständnis zufolge, wie es in dieser Arbeit vertreten wird, folgendermaßen begriffen werden: »Intersectionality refers to the interaction between gender, race, and other categories of difference in individual lives, social practices, institutional arrangements, and cultural ideologies and the outcomes of these interactions in terms of power« (Davis 2008, S. 68). Neben den zentralen Machtverhältnissen Klassismus, Sexismus/Heteronormativität, Rassismus sowie Bodyismus wird in den empirischen Analysen eine Öffnung für andere Kategorien hergestellt, die zu ungleichen Möglichkeiten in Machtverhältnissen führen. Demzufolge wird davon ausgegangen, dass Subjekte nicht völlig frei und ohne Bezug zu den zentralen Ungleichheitsdimensionen hervorgebracht werden und dass gleichwohl in Situationen auch jenseits dieser Dimensionen noch andere Differenzen zu ungleichen Möglichkeiten führen können.

Für die vorliegende Arbeit wird nicht vorab definiert, auf welche Kategorien fokussiert wird, sondern es wird vielmehr empirisch untersucht, welche Differenzkonstruktionen, Grenzziehungen und damit verbundene Ungleichheiten deutlich werden und mit welchen Folgen. Dabei wird davon ausgegangen, dass die Biograph*innen nicht machtlos den Differenzordnungen ausgesetzt sind und sie sich auf (re-)produzierende oder auch verändernde Art und Weise dazu ins Verhältnis setzen. Das bedeutet, dass sie einerseits zwar der Macht der Differenzordnungen unterworfen sind, andererseits aber durch die kritische Auseinandersetzung damit auch machtvoll werden. Das Verhältnis von sozialen Differenzen und damit verbundenen Machtverhältnissen sowie Subjektwerdung und Handlungsfähigkeit wurde in Kapitel 2.3 mit Bezugnahme auf Judith Butler ausgeführt.

Nun soll noch der Frage nachgegangen werden, was konkret für die Forschung mit Intersektionalität als Analyseperspektive verbunden ist und was das für die heuristischen Perspektiven der vorliegenden Arbeit heißt. Intersektionalität als heuristische Perspektive spielt in zahlreichen empirischen Forschungen eine Rolle (vgl. bspw. Spies 2010; Çetin 2012; Schulze 2017), wobei diese Perspektive jeweils unterschiedlich Eingang in die Arbeiten findet. Degele und Winker (vgl. Winker/Degele 2009, S. 18) schlagen einen Mehrebenenansatz vor für intersektionale Analysen. Sie orientieren sich an den in der Soziologie gängigen analytischen Differenzierungen und unterscheiden die Ebene der gesellschaftlichen Struktu-

ren, zu denen sie auch Institutionen und Organisationen zählen (Makroebene), die Ebene der Identitätsbildung, die sie als einen interaktiven Prozess fassen (Mikroebene), sowie die Ebene der kulturellen Symbole (Repräsentationsebene). Die Frage danach, welche Kategorien zu berücksichtigen sind, machen sie abhängig von den Ebenen, auf die die Analyse fokussiert ist. Für die konkrete Analyse schlagen sie »acht methodische Schritte der intersektionalen Analyse« (ebd., S. 79) vor. Im Verfahren werden die verschiedenen Ebenen zunächst voneinander getrennt und nacheinander bearbeitet. Mit diesem Vorgehen der Trennung sehe ich die Gefahr verbunden, dass Wirklichkeiten und analytische Ebenen, die empirisch zusammenwirken, künstlich getrennt werden und eine schablonenhafte Auswertung damit einhergeht.

Für die vorliegende Arbeit wurden als Untersuchungsebene die Ebene der Subjekte und deren biographische Konstruktionen ins Zentrum gestellt. Nun stellt sich die Frage, wie in der Analyse noch die anderen Ebenen mitberücksichtigt werden können und wie die Verwobenheiten der Subjektperspektive mit den anderen Ebenen erfasst werden können, ohne diese rasterhaft zunächst voneinander zu trennen.

Einen weiteren Vorschlag im Sinne einer Forschungs- und Analyseperspektive hat Riegel herausgearbeitet (Riegel 2010). Der von ihr konzipierte Analyserahmen wurde als theoretisch fundierte Heuristik entwickelt und stellt kein methodisches Vorgehen dar, das Schritt für Schritt durchgearbeitet werden soll (vgl. Riegel 2016a, S. 138 f.). Im Kern geht es ihr darum, dem Anspruch von Intersektionalität gerecht zu werden und auf verschiedene Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnisse in ihrem Zusammenspiel und ihren Überlagerungen zu fokussieren. Neben einem intersektionalen Analysemodell mit mehreren differenzierten Analyseebenen umfasst das Modell auch Fragedimensionen als »strategische Blickrichtungen« (Riegel 2014, S. 179), die im Forschungsprozess an das Material herangetragen werden. Die Berücksichtigung der unterschiedlichen Ebenen (gesellschaftliche Bedingungen, soziale Diskurse und Subjekt) des Analysemodells dienen dabei zur Kontextualisierung der Daten (vgl. Riegel 2012b, S. 75). Die von Riegel vorgenommene Differenzierung der Ebenen eröffnet zudem Verbindungsmöglichkeiten zum Ansatz der Subjektivierung, wie er im vorigen Kapitel (2.3) dargelegt wurde, da auch hier die Diskursebene Eingang findet und mit den Überlegungen zur Subjektivierung verbunden wird.

Zuletzt zählt zu dem Analyserahmen neben einer offen fragenden Haltung gleichzeitig noch eine hinterfragende und dekonstruierende Haltung, die sich mit Ontologisierungen in Bezug auf Differenzen kritisch auseinandersetzt. Damit einher geht auch die Reflexion der Position sowie Perspektive der Forschung (vgl. Riegel 2016b, S. 137). In der vorliegenden Arbeit dient das Analysemodell zum einen dazu, eine mehrebenenbezogene Perspektive auszuarbeiten, die bereits theoretisch der Frage nachgeht, wie Normalitätskonstruktionen auf unterschied-

lichen Ebenen eine Rolle spielen und zusammenhängen. Zum anderen wird mit dem Ansatz der Intersektionalität ein Verständnis von Differenzen entfaltet als Konstruktionen, die zu gesellschaftlichen Prozessen der Ein- und Ausgrenzung beitragen und miteinander verbunden sind.

Im Folgenden werden zentrale Aspekte des intersektionalen Analysemodells vertieft dargestellt und in Bezug zur Entfaltung der eigenen heuristischen Perspektive für das vorliegende Projekt diskutiert. Als soziale Referenzebenen für eine intersektionale Analyse fokussiert Riegel auf die Ebene der Struktur, der Repräsentation und des Subjekts und konkretisiert diese als:

»Ebenen a) der gesellschaftlichen Bedingungen, b) der sozialen Diskurse und institutionalisierten Praktiken und c) des Subjekts bzw. des subjektiv begründeten Handelns und subjektiven Orientierungen« (Riegel 2016a, S. 138).

Mit diesen Konkretisierungen der ansonsten ja klassischen soziologischen Unterscheidung in Mikro-, Meso- sowie Makroebene wird die Handlungsperspektive des Subjekts noch stärker ins Zentrum gerückt. Zentral ist, mit diesen Ebenen und deren wechselseitiger Verwiesenheit das Spannungsfeld zwischen dem ›Geprägtwerden‹ von Subjekten auf der einen Seite und ›aktiven‹ Mitgestaltungsmöglichkeiten auf der anderen Seite durch eine aufeinander bezogene Darstellung der Ebenen zu berücksichtigen. Diese werden als ineinander verwoben gedacht und können nochmals mit unterschiedlichen theoretischen Perspektiven ergänzt werden, um das »dynamische Verhältnis von Struktur – Repräsentation – Subjekt« (Riegel 2014, S. 177) zu konkretisieren.

Dieses Ebenen-Modell kontextualisiert in einem nicht-deduktiven Sinne das Material und schaut offen nach den Differenzbezügen. So wird jeweils offen gefragt: Welcher Kontext und welche Differenzbezüge sind relevant? Wie spielen diese Differenzen und Differenzverhältnisse ineinander? Was spielt noch hinein und welche Folgen hat dies für die Biograph*innen? Gleichzeitig sind die unterschiedlichen Ebenen nicht trennscharf und können daher in der Analyse nicht getrennt voneinander betrachtet werden, die Ebenen sind also interdependent (vgl. Riegel 2016a, S. 66 f.). Kombiniert mit dem Ansatz der Subjektivierung kann in diesem Ebenen-Modell die Verbindung zwischen Diskursen als Normalitätsordnung und Subjekten beschrieben werden.

Wie diese Überlegungen und die verschiedenen Ebenen auf die vorliegende Arbeit angewandt werden, wird in der Zusammenführung im folgenden Kapitelteil dargelegt (vgl. Kap. 2.5). In der bereits erfolgten Diskussion des Biographiekonzeptes (Dausien 2004) in Kapitel 2.1 sowie dem Ansatz der Subjektivierung von Butler (1991) in Kapitel 2.3 wurde auch schon mit unterschiedlichen Akzentuierungen der Frage nach dem Verhältnis von Handlungsfähigkeit und Veränderungen durch Subjekte und deren Abhängigkeit von gesellschaftlichen Ordnungen und Diskursen nachgegangen. Die unterschiedlichen Zugänge gehen alle von einem dynami-

ischen Verhältnis zwischen gesellschaftlichen Strukturen und Subjekten aus, setzen aber jeweils etwas unterschiedliche Akzente, was eine Verbindung interessant macht: Während Butler das Subjekt als abhängig von der Macht konzeptualisiert bei gleichzeitiger Handlungsfähigkeit durch die Macht der Unterwerfung, liegt in der Biographietheorie ein Fokus auf der Handlungsfähigkeit und der Perspektive von Subjekten, die eingebunden in gesellschaftliche Strukturen verstanden werden und sich in ihrem Handeln darauf beziehen. Die Intersektionalität hingegen stellt das Zusammenspiel nochmals stark in den Kontext von Differenz- und Machtverhältnissen. In der Verbindung der drei Perspektiven gelingt es, die Frage nach der Bedeutung von Normalitätskonstruktionen in den Kontext von gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen zu stellen. Dabei ist das biographische Subjekt einerseits als handlungsfähig zu verstehen, andererseits aber auch als in den Kontext von Diskursen und gesellschaftlichen Differenzordnungen eingebunden.

Neben diesem Versuch, die Abhängigkeit und Verwiesenheit unterschiedlicher Ebenen zu beschreiben, stellt die intersektionale Analyseperspektive zudem ein kritisches Analyse- und Reflexionsinstrument dar gegenüber vorherrschenden Differenzkonstruktionen und Macht- und Herrschaftsverhältnissen. Mit diesem Reflexionsinstrument wird re- und dekonstruierend reflektiert, wie bipolare Einteilungen und damit verbundene Kategorisierungen naturalisierend Differenzen fest-schreiben und so scheinbare Selbstverständlichkeiten entstehen, die es zu hinterfragen gilt. Dieser Aspekt ist zentral für die Reflexion der eigenen Forschung und wird in Kapitel 3.3.1 noch weiter ausgeführt.

Normalitätskonstruktionen im Kontext von Differenzverhältnissen und deren Bedeutungen aus biographischer Sicht werden auf unterschiedlichen Ebenen dieses Analysemodells wirksam und relevant. Wie diese dort eine Rolle spielen und wie die Zusammenhänge und das Zusammenspiel zwischen gesellschaftlichen Bedingungen, sozialen Diskursen sowie Subjekt für Normalitätskonstruktionen beschrieben werden können, wird nun diskutiert.

2.5 Zusammenführung – Zur Analyse von Normalitätskonstruktionen auf verschiedenen Ebenen – Heuristische Perspektive der Arbeit

In diesem abschließenden Teil der methodologischen Perspektiven erfolgt nun eine Zusammenführung der verschiedenen theoretischen Zugänge der Arbeit. Dies setze ich in Bezug zum Erkenntnisinteresse der Forschung. Wie eingangs diskutiert, geht es mit den hier entfalteten Theoriebezügen darum, die heuristische Perspektive der Arbeit und den Standpunkt darzulegen, von dem aus ich als Forscher*in die Untersuchung durchgeführt habe.

Gegenstand der Untersuchung sind die Biographien von Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die einen Teil ihres Lebens in der stationären Jugendhilfe verbracht haben. Ziel ist die empirische Untersuchung der Frage, wie hegemoniale Normalitätsordnungen und Diskurse sowie interdependente Macht- und Ungleichheitsverhältnisse in biographischen Konstruktionen relevant werden. Die Verhältnisbestimmung von Subjekt sowie sozialen und gesellschaftlichen Kontexten und Verhältnissen spielt für die Forschungsfrage eine bedeutende Rolle. Auf diese wird in all den herangezogenen theoretischen Perspektiven eingegangen, wobei hier jeweils etwas andere Gewichtungen vorgenommen werden. Die heuristische Perspektive dient dazu, dieses Verhältnis theoretisch zu bestimmen und dabei eine Perspektive auszuarbeiten, die für die Zusammenhänge sensibilisiert.

Die theoretischen Perspektiven rund um das Biographiekonzept stehen dabei im Zentrum der Heuristik und werden um Übergangstheoretische Überlegungen, den Ansatz der Subjektivierung sowie den der Intersektionalität erweitert. Dazu erfolgt zunächst eine Zusammenfassung der vorigen Kapitelteile, also zu Biographie, Übergängen, Subjektivierung und Intersektionalität in Bezug auf die vorliegende Untersuchung. Darauf aufbauend wird eine Pointierung vorgenommen zur Entfaltung eines verschränkten Verständnisses von Biographie, Macht und Subjekt. In den Ausarbeitungen zu Biographie wurde auf die Bedeutung des Kontextes hingewiesen, in denen Biographien konstruiert werden. Als relevante Kontexte wurden hier auf der einen Seite die gesellschaftlichen und institutionellen Voraussetzungen sowie Diskurse herausgearbeitet und auf der anderen Seite die konkrete Interviewsituation. Nicht zuletzt ist auch das Leben der Biograph*innen ein Kontext oder der Hintergrund der Erzählung (vgl. Dausien et al. 2016, S. 31). Mit den weiteren ausgeführten theoretischen Perspektiven werden der Kontext der Biographie noch etwas weiter ausdifferenziert und die Verbindungen zwischen verschiedenen Kontextdimensionen hergestellt.

Verbunden mit der biographietheoretischen Perspektive in der vorliegenden Arbeit ist das Verständnis einer »Forschungsperspektive, die ‚Biographie‘ als theoretisches Erkenntnismodell nutzt, um die Dialektik von Gesellschaft und Individuum, Struktur und Handeln, Zeitgeschichte und Lebensgeschichte konzeptionell auszudrücken« (Alheit/Dausien 2009, S. 286). Biographie wird hier in einer handlungstheoretischen Perspektive als ein Format verstanden, in welchem Wirklichkeit hergestellt wird und bei welchem eine Orientierung an Normalitätserwartungen, den Erfahrungen im Leben sowie eine Interpretation derselben stattfindet (vgl. Kap. 2.1). Mit der Übergangstheorie können dabei insbesondere die Widersprüchlichkeiten für Subjekte in den Blick genommen werden angesichts vorherrschender Normalitätsvorstellungen von Übergängen ins Erwachsenenalter, die zunehmend nicht mehr für alle gleichermaßen erreichbar und einlösbar sind (vgl. Kap. 2.2). Mit dem Ansatz der Subjektivierung von Butler (vgl. Kap. 2.3) wird davon ausgegangen, dass die befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen, die eine ge-

wisse Zeit in der stationären Jugendhilfe gelebt haben, im Horizont unterschiedlicher gesellschaftlicher Normalitätsordnungen Adressierungen erfahren und subjektiviert werden. Das Aufwachsen in stationären Jugendhilfeeinrichtungen findet vor dem Hintergrund hegemonialer Vorstellungen des Aufwachsens in der Herkunftsfamilie statt und wird dabei als nicht normal markiert. Sie werden damit also potenziell in eine Subjektposition hineingerufen, die sie als Andere markiert – als Jugendliche im Heim und damit als Jugendliche, die abweichend von Normalitätsvorstellungen aufgewachsen. Diese Erfahrung, im Heim aufgewachsen zu sein, ist intersektional mit anderen Normalitätsordnungen und Differenzverhältnissen überlagert.

Damit ist auch die Frage verbunden, aus welcher Sprecher*innenposition heraus Adressierungen, denen die Jugendlichen und jungen Erwachsenen ausgesetzt sind, vorgenommen werden und mit welcher Legitimität diese Position ausgestattet ist. Ein Interesse der Arbeit besteht auch an subversiven Formen der Aneignung von Diskursen und damit auch an deren Veränderung durch Subjekte.

Aus den hier entfalteten theoretischen Perspektiven der Arbeit lassen sich folgende heuristische, durch die Theorie inspirierte Haltungen und Fragen entwickeln:

- Zunächst einmal folgt daraus die grundlegende Frage danach, wie gesellschaftliche Ordnungen in der biographischen Erzählung relevant werden. Weiterhin wird danach gefragt, welche Adressierungen und möglicherweise auch Praxen der Unterwerfung sich in der biographischen Erzählung zeigen und welche Rolle dabei die Kinder- und Jugendhilfe spielt. In Bezug auf Handlungsfähigkeit¹³, die in der Biographietheorie eine zentrale Perspektive darstellt, ergänzen sich beide Perspektiven sehr gut, wenn auch mit dem Ansatz der Subjektivierung der Fokus stärker auf der Verbindung von Handlungsfähigkeit mit gesellschaftlichen Ordnungen liegt.
- Aus dem Ansatz der Subjektivierung folgt für die heuristische Perspektive eine Sensibilisierung für die Performativität von Sprache. Daraus ergibt sich für die vorliegende Arbeit die Frage, welchen Adressierungen und Anrufungen die befragten jungen Erwachsenen ausgesetzt sind und welche Folgen dies für sie haben kann. Gleichzeitig wird ein Augenmerk auf widerständige Praxen gelegt

13 Wie in den Ausführungen zu Biographie- sowie Subjektivierungstheorie deutlich wurde, unterscheidet sich das Verständnis von Handlungsfähigkeit in beiden theoretischen Zugängen: Wird in der Biographietheorie Handlungsfähigkeit als etwas verstanden, das zwischen Subjekt und gesellschaftlichen Kontexten entsteht, wird in der Subjektivierungstheorie Handlungsfähigkeit sehr viel stärker in Verbindung mit Prozessen der Unterwerfung gedacht und in Verbindung zu Diskursen, die qua Unterwerfung Handlungsfähigkeit eröffnen. Dies gilt es im weiteren Verlauf der Arbeit mit zu reflektieren und auch kenntlich zu machen, auf welches Verständnis die Interpretationen von Handlungsfähigkeit jeweils rekurrieren.

und darauf fokussiert, auf welche Art und Weise bspw. Diskurse der Kinder- und Jugendhilfe von den Biograph*innen aufgegriffen und inwiefern diese auch durch die Biograph*innen verändert werden.

- Aus der Perspektive der Intersektionalität folgt hierzu ergänzend ein Verständnis, dass Anrufungen mit intersektional verbundenen Differenzkonstruktionen zusammenhängen. So ist bspw. die Adressierung, in der stationären Jugendhilfe ‚nicht normal aufzuwachsen‘, verbunden mit anderen Differenzkonstruktionen und Ungleichheitsverhältnissen wie Geschlecht, Ethnizität oder körperbezogenen Differenzen, die sich wechselseitig überlagern und nur in ihrem Zusammenspiel verstanden werden können.
- Zuletzt ergibt sich aus den unterschiedlichen Perspektiven die Frage, wie in der vorliegenden Arbeit die jungen Erwachsenen und deren Biographien repräsentiert werden. Mithilfe der hier herausgearbeiteten Analyseperspektive soll es dabei insbesondere auch darum gehen, auf gesellschaftliche Verhältnisse und Differenzordnungen zu schauen und zu untersuchen, welche Folgen diese für Biographien haben. Hierbei ist es wichtig, in der Darstellung kritisch zu hinterfragen, wie ich in der Forschung mit den subjektiven Re-Konstruktionen umgehe und welche Bilder durch die wissenschaftliche Ko-Konstruktion transportiert werden. Insbesondere in den biographietheoretischen Bezügen und dem Ansatz der Intersektionalität wird auf die Bedeutung der theoretischen Bezugspunkte bei der Analyse hingewiesen bzw. auch auf die Eingebundenheit von Forschung in gesellschaftliche Machtordnungen. Dies bringt die Anforderung mit sich, einen reflexiven Umgang damit zu entwickeln und zu versuchen, den Standpunkt, von dem aus gesprochen wird, sowie die theoretischen ‚Normalitätskonstruktionen‘ darzulegen und zu diskutieren. Die Forschung ist dadurch – wie in Bezug auf die Subjekte bereits aufgezeigt – in widersprüchliche Verhältnisse eingebunden. Aufgabe und Ziel sind daher, im weiteren Verlauf der Arbeit immer wieder danach zu fragen und darzulegen, welche methodologischen oder erkenntnistheoretischen Herausforderungen damit zusammenhängen, und auch in der Darstellung der empirischen Ergebnisse auf die Grenzen hinzuweisen, die mit dieser Arbeit verbunden sind.

In Bezug auf die Frage nach den Normalitätskonstruktionen sind dabei analytisch unterschiedliche Ebenen zu differenzieren. Im Teil zur Intersektionalität wurde auf die mehrebenenbezogene Analyseperspektive eingegangen und auf die Unterscheidungen: a) der gesellschaftlichen Bedingungen, b) der sozialen Diskurse und institutionalisierten Praktiken und c) des Subjekts bzw. des subjektiv begründeten Handelns und der subjektiven Orientierungen (vgl. Riegel 2016a, S. 138).

Die Ebenen dieser Perspektive hängen zusammen und bedingen sich gegenseitig. Im Folgenden wird in Bezug auf die Frage nach der Bedeutung von Normalitätskonstruktionen dargestellt, was hier Normalität auf den unterschiedlichen

Ebenen heißen kann und wie die Zusammenhänge und das Wechselspiel der unterschiedlichen Ebenen konzeptionalisiert werden können. Normalität hängt mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen zusammen, die auf den anderen Ebenen zum Teil reproduziert oder auch modifiziert und transformiert werden. Die Trennungen der Ebenen sind nur modellhaft zu verstehen. Diese werden auch in der folgenden Diskussion sichtbar, da die Zuordnung von Aspekten zu einer Ebene nicht immer trennscharf möglich ist.

Ebene des Subjekts bzw. des subjektiv begründeten Handelns und der subjektiven Orientierungen

Zunächst einmal wird die Ebene *des Subjekts bzw. der Biographien* fokussiert. Auf dieser Ebene setzt die Untersuchung an. Mit biographischen Daten wird der Frage nach den Bedeutungen von Normalitätskonstruktionen in den Biographien von Jugendlichen und jungen Erwachsenen nachgegangen, die eine gewisse Zeit in der stationären Jugendhilfe gelebt haben. Die Frage ist dabei, welche Normalitätskonstruktionen in den biographischen Entwürfen sichtbar werden, welche subjektiven Konstruktionen von Normalität sich zeigen und welche Rolle dies in den Positionierungen, Orientierungen und Deutungen spielt.

Somit findet hier eine Beschäftigung mit Normalitätskonstruktionen aus Subjektperspektive statt. Gleichzeitig ist es aber, wie ich bereits mehrfach dargelegt habe, das Anliegen der vorliegenden Arbeit, die Subjektebene der Arbeit eingebettet in und verbunden mit gesellschaftlichen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen zu verstehen. Hier dient das Konzept der Subjektivierung dazu, ein Verständnis von Subjekten als abhängig von Machtverhältnissen zu entfalten, die erst durch Adressierungen und Anrufungen unterworfen und damit handlungsfähig werden: »Ins Leben gerufen wird das Subjekt [...] durch eine ursprüngliche Unterwerfung unter die Macht« (Butler 2001, S. 8). Mit dieser poststrukturalistischen Lesart von Subjekten sind diese also immer mit Macht- und Normalitätsordnungen verbunden. Differenzen sind als bipolare Differenzordnungen organisiert, von denen eine Seite die Norm repräsentiert und die andere Seite als abweichend markiert wird. So entsteht eine hierarchische Ordnung. Die Seite der Norm bleibt dabei oftmals unbenannt und konstituiert sich erst durch die Markierung der Anderen, also derer, die dieser Norm nicht entsprechen (vgl. Lutz/Wenning 2001, S. 19 f.). Hier hat die postkoloniale Theoriebildung (Spivak 1988; Castro Varela/Dhawan 2015) mit dem Konzept von Othering (Spivak 1999) herausgearbeitet, wie ›Andere‹, nicht-westliche Subjekte durch Praxen des Differentmachens konstruiert werden. Audre Lorde beschreibt die ›Mythische Norm‹ in Amerika als »white, thin, male, young, heterosexual, Christian, and financially secure« (Lorde 1984, S. 855). So wird deutlich, dass Subjekte und deren Biographien hier in einem komplexen, von Macht durchzogene-

nen Raum von Normalitätskonstruktionen positioniert werden und sich positionieren.

Gleichwohl werden sie dabei aber nicht nur als Unterworfenen verstanden. Vielmehr geht es in der Untersuchung auch explizit um die Handlungsmacht von Subjekten und die Frage, wie sie an der Reproduktion und Veränderung von Normalitätsordnungen im Kontext von Differenzen mitbeteiligt sind:

»Sie nehmen ihrerseits in ihrem Denken und Handeln auch selbst Bezug auf soziale Differenzen bzw. Differenzkonstruktionen und positionieren sich in den komplexen sozialen Ungleichheits- und Dominanzverhältnissen – u. a. in subjektiver Auseinandersetzung mit vorherrschenden Repräsentationen und Bildern und unterwerfenden und subjektivierenden Praxen der Adressierung, Anrufung und Zuschreibung.« (Riegel 2016a, S. 70 f.)

Hier ermöglicht die intersektionale Analyseperspektive verbunden mit der Perspektive der Subjektivierung ein Verständnis von Biographien als mehrfach verschärkt mit machtvollen Differenzordnungen. So wird also einerseits ein Verständnis von Differenzverhältnissen verfolgt, dass diese nicht isoliert versteht, sondern davon ausgeht, dass sich verschiedene Differenzordnungen überlagern. Andererseits wird davon ausgegangen, dass die Subjektebene, auf der die biographischen Daten der vorliegenden Untersuchung erhoben wurden, verschränkt ist mit den gesellschaftlichen Bedingungen und der Ebene des Sozialen und institutionalisierter Praktiken.

Ebene sozialer Diskurse und institutionalisierter Praktiken

Auf der Ebene von *sozialen Diskursen und institutionalisierten Praktiken* spielen Normalitätskonstruktionen und damit verbundene gesellschaftliche Macht- und Ungleichheitsverhältnisse ebenfalls eine zentrale Rolle. So konstatieren Kessl und Plößer für die Soziale Arbeit: »Die Thematisierung von Differenz verweist nämlich auf die Annahme, dass sozialpädagogische Intervention bisher immer als Normalitäts-ermöglichung und Normalisierung verstanden und in diesem Sinne das Klientenverhalten entlang eines, mindestens im nationalstaatlichen Kontext gültigen, Normalitätsmodells identifiziert wurde« (Kessl/Plößer 2010, S. 7). Dies verweist also auch auf die Ebene der gesellschaftlichen Bedingungen. Diskurse über Armut, Vorstellungen von gesellschaftlich abweichendem Verhalten oder sozialen Problemen (vgl. Groenemeyer 2010) definieren ein Normalitätsmodell, anhand dessen Adressat*innen Sozialer Arbeit hergestellt werden und auch die Ansatzpunkte für die Intervention festgemacht werden. Hier spielen auch ableistische, heteronormative, sexistische, rassistische und klassistische Dominanzordnungen als Hintergrundfolie für die Bestimmung von Normalität oder Abweichung eine Rolle, und Zielgruppen werden auf dieser Grundlage konstruiert.

Im Hinblick auf die Subjektivierung bei Butler soll nochmals an das dortige Diskursverständnis erinnert werden. Diskurse werden dort als produktiv hergeleitet, da sie nicht nur Wirklichkeit beschreiben, sondern Bedeutungen produzieren (vgl. Butler 1993a, S. 129). Diskurse stellen also Wissen her über unterschiedliche Themen, Differenzkonstruktionen sowie Subjekte. Stuart Hall fasst Diskurse als »Aussagen, die eine Sprechweise zur Verfügung stellen, um über etwas zu sprechen – z. B. eine Art der Repräsentation – eine besondere Art von Wissen über einen Gegenstand. Wenn innerhalb dieses Diskurses Aussagen über ein Thema getroffen werden, ermöglicht es der Diskurs, das Thema in einer bestimmten Weise zu konstruieren. Er begrenzt ebenso die anderen Weisen, wie das Thema konstruiert werden kann« (Hall 1994, S. 150). Normalitätskonstruktionen und ›Wissen‹ über Subjekte in der Jugendhilfe mit Bezug zu unterschiedlichen Differenzordnungen werden also auf dieser Ebene der Diskurse hervorgebracht. So konnte für Jugendarbeit und Schule in einer qualitativen Studie (Riegel 2016a) gezeigt werden, wie Professionelle im pädagogischen Kontext Bezug zu gesellschaftlich dominanten Diskursen herstellen und damit entlang verschiedener Differenz- und Machtordnungen an der Reproduktion von Ungleichheit und der Konstruktion von (bestimmten) Jugendlichen als Andere mitbeteiligt sind.

In der vorliegenden Arbeit sind keine Daten zur Ebene der Institutionen und der damit verbundenen Praktiken erhoben worden. Vielmehr liegt das Interesse darin, wie aus der Perspektive der befragten Jugendlichen und jungen Erwachsenen diese Ebene von hegemonialen Normalitätskonstruktionen, die mit Institutionen und Diskursen zusammenhängen, erlebt wird und auf welche Art und Weise dort Biographien und Subjekte hervorgebracht werden. Weiterhin wird auch (dem Prinzip der Offenheit verpflichtet) rekonstruiert, welche Normalitätskonstruktionen und Wissensbestände über sich selbst in Form von identitären Beschreibungen in den Daten sichtbar werden. Es kann hier davon ausgegangen werden, dass in den Erzählungen der Jugendlichen und jungen Erwachsenen auch Interpretationsmuster zur Re-Konstruktion der eigenen Geschichte herangezogen werden, die in der stationären Kinder- und Jugendhilfe erarbeitet wurden. Damit verbunden ist die Frage, wie Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe als ›Biographiegeneratoren‹ (vgl. Hahn 2000, S. 100) die Biographien ihrer Adressat*innen mitkonstruieren.

Ebene von gesellschaftlichen Bedingungen

Mit dem Bezug auf die Ebene von *gesellschaftlichen Bedingungen* wird davon ausgegangen, dass Macht- und Ungleichheitsverhältnisse zur Strukturierung von sozialen Beziehungen und zu sozialer Ungleichheit im Sinne von ungleich verteilten Ressourcen führen. In der Folge werden die Zugangsmöglichkeiten zu bspw. Kapital, Bildungssystem oder Einkommen ungleich verteilt (vgl. Solga/Berger/Powell

2009). Dabei spielen sowohl eine globale Dimension von Herrschafts- und Machtverhältnissen als auch internationale, nationale sowie regionale Dimensionen eine Rolle.

In Bezug auf die vorliegende Untersuchung folgt daraus eine Haltung, die diese Ungleichheitsverhältnisse als Kontext der Daten sieht: »Herrschaft verstehen wir in diesem Sinne als institutionalisiertes, eine gewisse Dauerhaftigkeit aufweisendes, temporär verfestigtes, strukturiertes und strukturierendes soziales Verhältnis, in dem die Möglichkeiten wechselseitiger Einflussnahme (Macht) asymmetrisch verteilt sind« (Mecheril et al. 2013, S. 47). Normalitätskonstruktionen stellen dabei einen Ausdruck von Machtordnungen dar und werden als eine Ordnung verstanden, die das Individuum unterwirft und als Subjekte hervorbringt mit jeweils ungleichen Möglichkeiten (Dausien/Mecheril 2006). An diesen Reproduktionsprozessen sind relevante gesellschaftliche Institutionen wie das Bildungssystem, der Arbeitsmarkt, Familie und wohlfahrtsstaatliche Angebote beteiligt. Mit einer machtkritischen Perspektive wird davon ausgegangen, dass Normalitätskonstruktionen und Wissensbestände diese Institutionen strukturieren, die verbunden sind mit ableistischen, heteronormativen, sexistischen, rassistischen und klassistischen Dominanzordnungen (vgl. bspw. Pfahl 2011; Attia/Köbsell/Prasad 2015; Köbsell 2015; Buchner 2018). Auch die stationäre Jugendhilfe ist durch gesetzliche Verordnungen, die bspw. nationalstaatlich den Zugang regeln oder heteronormative Familienvorstellungen herstellen, an der (Re-)Produktion von Normalitätsordnungen und Ungleichheiten beteiligt, die verbunden sind mit hegemonialen ein- und ausgrenzenden Vorstellungen entlang gesellschaftlicher Differenzverhältnisse (vgl. von Langsdorff 2014). Dies kann auch auf das Bildungs- sowie das Übergangssystem übertragen werden, die ebenfalls für die im Zentrum der Untersuchung stehende Zielgruppe relevant sind.

Wie diese theoretischen und methodologischen Überlegungen in die methodische Herangehensweise Eingang gefunden haben, wird im Folgenden dargelegt.

